Margarethe von Oesterreich,

Gemahlin des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Zweiter Theil.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1792.

Wir verließen Margarethen auf dem Wege nach Worms, ehe wir ihr aber dahin folgen, müssen wir unsern Lesern erzählen, welche Begebenheiten dem Tage vorangingen, an welchem sich der Graf von Eberstein mit seinem Heere vor Dreifels lagerte, und sie zugleich mit den Unterhandlungen desselben mit dem Befehlshaber der Veste näher bekannt machen.

Von einigen Treulosen unter seinen Kriegern war Heinrich auf dem Wege nach Worms an den Kaiser verrathen worden. Sie wußten ihn von dem übrigen Theile seines Heeres hinweg zu locken, und führten ihn in einen Hinterhalt, wo ihn eine Schaar kaiserlicher Krieger erwartete. Unterdessen ihn einige derselben nach Worms führten, zogen die andern Verstärkung an sich, und nahmen durch die Verräther auf verborgenen Wegen geführt eine vortheilhafte Stellung zwischen Dreifels und den Kriegern Heinrichs. Diese wurden mit dem Schicksale ihres Anführers nicht eher bekannt, bis sie ihre vorigen Kampfgenossen mit dem Feinde vermengt

sahen, wodurch die Verrätherey derselben deutlich wurde.

Der Graf von Eberstein ließ seinen Gegnern durch einen Herold die Verzeihung des Kaisers anbieten, wenn sie die Waffen niederlegen würden, im entgegengesetzten Falle aber mit Acht und Strafe drohen. Nur wenige blieben ihrem Herrn treu, ergriffen die Flucht, indessen sich die andern über das Anerbieten des Grafen berathschlagten, und beschlossen, nach Dreifels zu gehen, den Willen Margarethens und Alberts von Aldungen zu vernehmen. Da sich der Graf von Eberstein zwischen ihnen und dieser Veste gelagert hatte, mußten sie sich derselben auf großen Umwegen nähern, daher das kaiserliche Heer sie eher erreichen konnte, ob es schon später aufbrach als jene.

König Heinrich wurde ohne Verzug vor seinen Vater gebracht, dessen Zorn, so bald er ihn erblickte, von den Regungen väterlicher Liebe besiegt wurde. Noch einmal bot er ihm Vergebung an, wenn er seine Schlösser und Vesten ihm überliefern würde, aber Heinrich, voll festen Vertrauens auf den Schutz des Pabstes, der ihm zugesichert wurde, und voll Hofnung, daß das kleine Häuflein seiner Getreuen durch Mailändische Hülfsvölker verstärkt,

den Kaiserlichen bald würde überlegen werden, setzte der Güte seines Vaters halsstarriges Widerstreben entgegen, wodurch endlich der Kaiser zum heftigsten Zorn über ihn entflammt wurde.

Wehrlos und sein Gefangener befand sich jetzt sein Sohn vor ihm, erlaubte sich aber dennoch auf eine Art mit ihm zu sprechen, welche dem Kaiser die fürchterlichste Empörung von ihm erwarten ließ, sobald er fähig wäre, mit seinem Willen die nöthige Macht zu verbinden.

Friedrich verlangte die Ueberlieferung seiner Vesten, aber Heinrich versicherte dagegen, daß seine Krieger sich nicht eher ergeben würden, bis Tod oder Wunden auch den letzten unter ihnen unfähig machen würden, sich länger zu vertheidigen; Friedrich suchte in seinem Sohne Erkenntniß des begangenen Unrechts und Reue zu erwecken, weit entfernt aber diese zu äussern, machte ihm Heinrich bittere Vorwürfe, daß er ihn durch seine Unfolgsamkeit gegen den Pabst und durch die Strenge, mit welcher er über Neapel und Sicilien herrschte, der Gefahr ausgesetzt hätte, diese Reiche zu verlieren. — Denkt Euch, theuren Leser! hierzu noch Friedrichs heftigen Charakter, und Ihr werdet ihm verzeihen, daß er seinen verblendeten Sohn zur ewigen Haft abzuführen befahl.

Auch unter Friedrichs Höflingen befanden sich zuweilen geheime Vertraute des Pabstes, die das Beste desselben mit rastloser Thätigkeit zu befördern strebten. Von ihm mit dem Befehle versehen: den Stamm der Hohenstaufen zu fällen; suchten sie den Kaiser auch wider seine Enkel und die schuldlose Gattin seines Sohnes zu erbittern. Margarethe, versicherte man ihn, hatte, mit ihrem Bruder einverstanden, nicht eher geraset, bis ihr Gemahl zur Empörung wäre hingerissen worden.

Das günstige Zutrauen, welches der Kaiser gegen Margarethen äußerte, da er bey dem Vater um die Hand derselben warb, belebte ihn jetzt nicht mehr, an seine Stelle war Argwohn getreten. Er maß Margarethen nach ihrem Bruder; ein Maßstab, der in der Hand des Kaisers um so weniger passen konnte, da ihn ein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Herzog von Oesterreich erfüllte, durch welches der Charakter desselben viel von seinem Werthe verlor. Hierdurch wurde sein Ohr den Verläumdungen geöffnet, durch welche ihn die Feinde seines Hauses wider Margarethen einzunehmen suchten. Er glaubte ihrer Versicherung, daß es von je her der Königin unablässiges Bemühen gewesen wäre, in die Brust ihrer Söhne den Keim des Hasses

ses

ses gegen ihren Großvater zu legen und zu befruchten; und glaubte die erschütterte Ruhe nicht eher wieder hergestellt, bis Margarethe und ihre Söhne Heinrichs Schicksal träfe. Er gab daher seinem Kriegsobersten, dem Grafen von Eberstein, Befehl, vor Dreifels zu rücken, um diese Veste zu erobern, und besonders Heinrichs Gemahlin und Kinder, mit List oder Gewalt, in seine Hände zu bekommen.

Unterdessen sich der Graf von Eberstein nach Dreifels aufmachte, hatten sich auch die wenigen von Heinrichs Heere, die der Aufforderung des Grafen: sich an den Kaiser zu ergeben, nicht folgten; der Vestung genähert. Da sie noch eine Tagereise von derselben entfernt waren, sendeten sie einen Eilboten voran, um ihre Ankunft zu verkündigen, und zugleich Nachricht einzuziehen, ob sie ihren Weg ohne Gefahr vor dem kaiserlichen Heere fortsetzen könnten. Der Abgeschickte kam, wie wir wissen, zu spät, und ein zweiter, den die Zurückgebliebenen ihm nachsendeten, brachte die Nachricht von der Gegenwart des Grafen von Eberstein vor Dreifels zurück, von dessen Ueberlegenheit die Gefärthen des Zurückkommenden genöthiget waren zurückzufliehen.

Eberstein hatte von dem Kaiser Befehl erhalten, der Veste Dreifels so viel wie möglich zu schonen, und die Uebergabe derselben, so wie Margarethens Verhaftungen durch List zu bewirken; durch den Ritter Albert von Aldungen wurde ihm die Ausführung des kaiserlichen Befehls so viel wie möglich erleichtert. Albert war einer von den Miethlingen des Pabstes, die sich den Untergang der Hohenstaufen zum Zwecke gemacht hatten. Er fand jetzt Gelegenheit, für die Erreichung desselben zu arbeiten, und unterließ nicht, sie zu benutzen.

Bekannt mit den Bemühungen seiner Gehülfen, Margarethen bey dem Kaiser der ersten Veranlassung zu der Empörung ihres Gemahls verdächtig zu machen, wendete er alles an, diesen Verdacht zu bestärken. Daher seine Weigerung, sich zu ergeben, so dringend ihn auch Margarethe bat. Mehr aber noch als diese zeugte sein Benehmen, während den Unterhandlungen mit dem Grafen von Eberstein, von seinen verrätherischen Absichten gegen die römische Königin.

Versteckt hinter die Larve der kunstvollsten Verstellung hinterging er den Grafen von Eberstein, wie er Margarethen getäuscht hatte, oder Eberstein stellte sich wenigstens, als ob er ihm glaubte, weil die Verrätherey des Grafen seine

Absicht erleichterte. Albert begann seine Unterhandlungen mit der Versicherung der lebhaftesten Reue, daß er sich durch Heinrichs hinreissende Ueberredung zur Verletzung der Treue gegen kaiserliche Majestät hätte hinreissen lassen, und betheuerte, daß er längst schon Beweise seiner Rückkehr gegeben haben würde, wenn er nicht durch den Drang der Umstände wäre verhindert worden.

Zufall — fuhr er fort — dessen nähere Erzählung jezt zu weitläuftig wäre, machte mich zum Anführer einer Rotte Empörer, die dem römischen Könige mit eiserner Treue anhingen. Mit ihnen in diese Veste geschlossen würde ich mein Leben gewagt haben, ohne kaiserliche Majestät nützen zu können, wenn ich früher als jezt einen Versuch gemacht hätte, meinen Eifer für das Beste des Reichs und für die gerechte Sache zu beweisen, nun aber soll mich nichts zurückhalten können. Ihr sollt wissen, edler Herr, daß der Plan zu der Empörung des Königs, unter dem Beyrathe seiner Gemahlin, von dem Herzoge von Osterreich entworfen wurde, der auf diese Art sein Land durch Bayern zu vergrößern gedachte. Margarethe wußte ihre und ihres Bruders Gedanken so geschickt in das Gehirn unseres verführten Königs zu zau-

dern, daß er für seine eigene hielt, was fremde Eingebung war, und der ganze Plan ist durch des Königs Verhaftung nur verrückt, nicht aufgehoben worden. Der Herzog von Oesterreich und seine Schwester gedenken ihn auch ohne des Königs Beyhülfe auszuführen.

Was Ihr mir sagt, Herr Ritter — unterbrach ihn der Graf von Eberstein — trift vollkommen mit dem überein, was unserm gnädigsten Herrn berichtet worden ist.

Und was ich hinzu setze — fuhr Albert fort — wird Euch die ganze Verschwörung noch heller durchschauen lassen. So bald Ihr mich zur Uebergabe auffordern ließet, suchte ich die Königin zu überreden, daß sie sich nicht länger widersetzen mögte, um den gerechten Zorn kaiserlicher Majestät nicht noch mehr wider sich und die Ihrigen zu reizen, vergebens war aber meine Mühe, und ich mußte abbrechen, wenn ich nicht wagen wollte, ein Opfer der Wuth der Rotte zu werden, die Margarethe durch Schmeicheln und Geldauswerfen für sich eingenommen hatte. Alle schworen das Leben für ihre Königin zu lassen, wodurch ich zu der nehmlichen Versicherung gezwungen wurde. Zurückweisen mußte ich also Euren Herold, dem ich die Thore so gern geöffnet hätte, und nur eifrigst bemüht seyn, mir das Vertrauen der Königin zu erhal-

ten, das ich bisher besessen hatte, weil mein Eifer für das Beste kaiserlicher Majestät mühsame Verstellung gegen sie gebot.

Unser gnädigster Herr wird Euren guten Dienst zu belohnen wissen — erwiederte der Graf von Eberstein.

Ich schätze mich für hinlänglich belohnt — versicherte Albert — wenn es mir gelingt, unserm gnädigsten Herrn und dem gemeinsamen Besten zu nützen. Doch lasset mich meinen Bericht endigen! Die Königin schmeichelte sich von ihrem Bruder Hülfe zu erhalten, allein von den Königen zu Ungarn mit einem Angriffe bedroht, meldete ihr der Herzog durch einen Boten, der sich entweder durch die Eurigen stahl, oder einen von ihnen zum Verrath erkaufte, (denn ich weis nicht, auf welchem Wege die Königin das Schreiben erhielt, das sie mir von ihrem Bruder zeigte) genug, er meldete ihr, wie es ihm unmöglich wäre, sie jezt zu entsetzen, weil er sich nicht eher öffentlich wider den Kaiser erklären könnte, bis er den Frieden mit Ungarn fest gegründet hätte. Er entschuldigte sein Unvermögen und schloß mit dem Rathe: sich mit List aus der Verlegenheit zu helfen, in der sie sich befände und mit ihren Kindern zu ihm zu flüchten. Diesem Rathe gemäß sendete sie mich zu Euch, für sie und ihre Kinder gegen die

Uebergabe von Dreifels Freiheit zu erlangen; ein Begehren, das Ihr, Herr Graf, nach meiner Hoffnung nicht erfüllen werdet; ist Euch aber an der Erhaltung dieser wichtigsten Veste etwas gelegen: so stellt Euch, als ob Ihr es wolltet, denn Margarethens zauberische Gabe zu schmeicheln und für sich einzunehmen, hat sich auf Dreifels Vertheidiger so mächtig bewiesen daß ich fürchte, sie werden sich nicht eher ergeben, bis die Mauern der Veste über ihren Leichnamen zusammenstürzen, wenn es ihnen nicht Margarethe selbst gebeut.

Einverstanden mit dem Ritter Albert, setzte nun Eberstein die Schrift auf, in welcher er Margarethen versprach was er nicht zu halten gedachte; und ließ ihre Söhne, indeß die klagende Mutter nach Worms geführt wurde, zurück nach Dreifels bringen, wo er sie der Verwahrung eines treuen Dieners übergab.

Mit quälenden Besorgnissen um ihren Gemahl kam Margarethe nach Worms, wo ihre Furcht bald vermehrt wurde. Vier Tage vergiengen, und noch sah sie dem Rufe: vor dem Kaiser zu erscheinen, um sich von dem Verdachte, in welchem sie bey demselben stand, zu recht-

fertigen; vergebens entgegen, auch versprach ihr die Art, wie sie in ihrem Kerker behandelt wurde, wenig Gutes. Zwar hatte man die Bitte Sophiens von Prunn: ihrer leidenden Gebieterin in den Kerker folgen zu dürfen; erfüllt, dem Kerkermeister aber und seinen Knechten bey harter Strafe verboten, mit den Gefangenen zu sprechen.

Margarethe wurde also von der quälendsten Ungeduld gefoltert, die von ihrem Gemahl Nachricht zu erhalten wünschte, und der Trost Sophiens: daß sie der Kaiser vielleicht nur allein hierdurch bestrafen wollte; fand wenig Eingang bey ihr. Im Gegentheil bemächtigte sich ihrer die Furcht: daß sie wäre hintergangen worden, und bange Besorgnisse für ihre Kinder traten an die Stelle der Ruhe, mit welcher sie zuvor an das Schicksal derselben gedacht hatte. Sophie bot alle ihre Beredsamkeit auf, in Margarethen wenigstens die Hofnung zu erhalten, daß sich ihre Söhne unter dem Schutze ihres Oheims befänden, mit jedem Tage verstärkte sich aber die Furcht, die sie in der Gewalt ihrer Feinde ahndete, weil Margarethe das Versprechen des Grafen von Eberstein an sich selbst nicht erfüllt sahe.

Ausschließend mit ihren Besorgnissen und dem Kummer beschäftigt, den jene hervorbrach-

ten, bekümmerte sich Margarethe wenig um den Hauptmann des Schlosses, in dessen Mauern sie seufzte, Sophien machte aber das Bestreben: etwas zum Besten der mitleidswürdigen Königin thun zu können; aufmerksam auf alles, wodurch dies vielleicht geschehen konnte. Genau beobachtete sie den Schloßhauptmann, welcher jederzeit den Diener begleitete, der Margarethen Speisen und Trank brachte und freute sich, als sie zu bemerken glaubte, daß sein Blick immer mitleidsvoll auf der Königin ruhete.

Seit dem ersten Tage ihrer Verhaftung hatte weder Margarethe noch Sophie mit dem Schloßhauptmann oder seinem Diener gesprochen, weil sie ihnen gleich damals durch Zeichen andeuteten, daß sie nicht antworten dürften, aber nach zwey Wochen wagte es Sophie, den Schloßhauptmann anzureden, da er sich eben eine Zeitlang bey ihr befand, gestützt auf die Hoffnung, die sie aus seinen mitleidsvollen Blicken schöpfte.

Auf Euch, gestrenger Herr — begann Sophie — scheint die Macht der Unschuld, die so deutlich aus der Miene meiner gnädigsten Gebieterin spricht, nicht sonder Wirkung geblieben zu seyn, o, daß sie Euch bewegen könnte, etwas zum Troste der besten und unglücklichsten unter den Königinnen zu thun!

Freudig und treulich — öfnete der Schloßhauptmann seinen bis jezt verschlossenen Mund — wenn es sonder grösserer Verletzung meiner Pflicht geschehen kann, als welcher ich mich jezt schon schuldig mache, indem ich Euch Rede stehe.

O Dank Euch, Mann mit Menschengefühl in der Brust — trat jezt Margarethe mit freudigem Erstaunen über die Rede des Stummen näher zu dem Schloßhauptmann — Dank Euch, daß Ihr für eine unschuldig Gekränkte Mitleid äußert! O sagt, ich bitte Euch, sagt, wo ist mein Gemahl, wo meine schuldlosen Kinder?

Mögte ich Euch nur auf diese Frage eine mehr beruhigende Antwort geben können, als mir Wahrheit vergönnt — erwiederte der Schloßhauptmann.

O sprecht — rief Margarethe — Verhehlt mir nicht die nackte schreckliche Wahrheit!

Wenigstens ist sie minder schrecklich, als ihr fürchtet — fuhr jener fort — zwar dulden Euer Herr und Gemahl und Eure Söhne gleiches Schicksal mit Euch —

Zur Wahrheit wäre also mein Verdacht bestätiget worden — unterbrach ihn Margarethe, daß der Kaiser unerfüllt gelassen hätte, was er seiner Tochter, durch den Grafen von

Eberstein, für sie und für seine Enkel zusagen ließ?

Ich weis nicht, — nahm der Schloßhauptmann das Wort wieder — was Graf Eberstein Euch versprach, und ob er es auf Befehl oder ohne Wissen kaiserlicher Majestät that, erfahren habe ich aber, daß sich die Prinzen, Eure Söhne, auf der Veste Dreifels in sicherer Verwahrung, doch wohl gepflegt, befinden.

O Gott — seufzte Margarethe — warum ließ ich Unglückliche mich hintergehen! Vergebt mir, meine Söhne, vergebt Eurer Mutter, daß die Angst, Euch zu retten, sie zur Unbesonnenheit trieb! O daß ich bey Euch wäre, um für Euch wachen zu können, oder mit Eurem Leben auch das meinige zu endigen.

Getrost, gnädigste Frau — entgegnete der Schloßhauptmann — ich hoffe, daß man für die Prinzen alle Sorgfalt haben wird, und gewaltsame Angriffe auf ihr Leben habt ihr gewiß nicht zu fürchten, denn den, der das wagte, würde unsres gnädigsten Herrn gerechter Zorn bestrafen.

Und dies — fragte Margarethe — könnt Ihr mit dieser Miene, die Biedersinn und Ueberzeugung ankündigt, mir sonder Verstellung sagen? Es gab eine Zeit, wo ich viel

Vertrauen zu dem Kaiser hatte, aber könnt Ihr mir es verargen, daß diese Zeit nicht mehr ist, da mich sein Kriegsoberster mit schändlicher List hintergeht, und der Kaiser selbst mich ungehört verdammt!

Ich schweige — antwortete der Schloßhauptmann — aber wollte Gott, daß mein gnädigster Herr Euch sähe, denn er würde gewiß zurückkommen von dem Argwohn, der ihn fesselt.

Bemerkt Ihr es — seufzte Margarethe — daß aus diesem trüben Auge nicht verzweiflungsvolle Reue über vergangene Verbrechen, sondern die Schwermuth gekränkter Unschuld blickt?

Glaubt es mir, gnädigste Frau — versicherte der Schloßhauptmann — Ihr würdet vergebens gesucht haben, mir Rede abzugewinnen, wenn nicht in mir vollkommene Ueberzeugung von Eurer Unschuld lebte. Eure Blicke zeugen schon deutlich von derselben, aber deutlicher wurden sie mir noch durch Eure Gebete, von denen ich einige belauschte. Verzeiht mir, daß ich dieß that, aber zu lebhaft war der Antheil, den ich, sobald ich Euch sahe, an Eurem Schicksal nahm, um der Begierde, durch jenes Lauschen näher mit ihm bekannt zu werden; widerstehen zu können. Doch ich

bin noch immer nicht wieder zu dem zurückgekehrt, was ich Euch gleich Anfangs sagen wollte! Euer Herr und Gemahl und die Prinzen, Eure Söhne, klagen wie Ihr, in dem Kerker, doch nicht ohne Hofnung, der Haft bald entledigt zu werden. —

O wie willig wollte ich dulden, wenn Ihr wahr sprächet — rief Margarethe — und Freude mahlte sich seit vielen Wochen zum erstenmale in ihren Blicken.

Ueberzeugt Euch selbst — fuhr der Schloßhauptmann fort — zornig befahl der Kaiser, Euren Herrn und Gemahl von sich hinweg in den Kerker zu führen, weil er seine Vergebung nicht durch die Mittel verdienen wollte, die er ihm nennte. Aus den Selbstgesprächen Eures Gemahls in dem Kerker hat es sich ergeben, daß er sich schmeichelte, von seinen Getreuen und Verbundenen der Haft entrissen zu werden, der Erfolg bewies aber das Gegentheil. Jezt brach der König in Klagen aus, die seine vorigen Hoffnungen kund gaben, und bat, daß es ihm vergönnt werden möchte, seinen Vater zu sprechen. Der Kaiser war nicht geneigt, seinem Verlangen gemäß zu handeln, doch der wackere Peter de Vineis*) wußte den Zorn desselben zu

*) Peter de Vineis, oder von Weingarten, war der Kanzler Friedrichs des Zweyten.

mäßigen, und ihn endlich dahin zu vermögen, daß er seinen Sohn vor sich ließ. Väterliche Liebe kämpfte jezt mit dem Zorne des Kaisers, wurde zwar nicht Siegerin, wirkte aber doch so mächtig zu dem Vortheile des Bittenden, daß ein zweyter Versuch ohne Zweifel allen Zorn des Kaisers verlöschen wird.

Eure Hofnung gründet sich auf trügliche Stützen — antwortete Margarethe.

Ich fürchte nicht — endigte jener — der Kaiser ist zum Mitleid bewegt, sein Kanzler sucht dasselbe noch mehr zu verstärken, und sobald ihm dies nach seinem Wunsche gelungen ist, wird er den König noch einmal vor seinen Vater bringen, damit er beyde versöhne.

Wirklich hatte der Schloßhauptmann Margarethen nicht mit leeren Worten geschmeichelt. Peter de Vineis hatte erforscht, daß Heinrichs Empörung gegen seinen Vater ursprünglich ein Werk des Pabstes gewesen war, und ob er schon dem Kaiser seine Entdeckung mittheilte, weil er seine Heftigkeit kannte, und daher befürchtete, daß dies leicht Veranlassung zu einer neuen öffentlichen Fehde mit dem Pabste geben könnte: so gab er sich doch alle Mühe, den Frieden zwi-

schen dem Vater und dem Sohne wieder herzu-stellen, damit sie denn gemeinschaftlich den Absichten des Pabstes entgegen, und der Beförderung ihres Besten gemäß handeln könnten. Seine Bemühungen blieben bey dem Kaiser nicht ohne Erfolg, doch auch nicht unbemerkt von den Anhängern des Pabstes, welche nicht zögerten, ihnen entgegen zu arbeiten.

Der Thurm, in welchem Heinrich verhaftet war, lag ausser den Mauern der Stadt, wodurch die Ausführung des Plans der Feinde Heinrichs und der Seinigen erleichtert wurde. Durch eine Summe Geldes erkauften sie sich den Befehlshaber der Besatzung des Thurms zum Vertrauten, schlossen denn mit einem Ritter, der sich vom Raube nährte, einen Vertrag, zur Nachtzeit einen Angrif auf den Thurm zu machen, zu welchem sie ihn und seine Gesellen mit Feldbinden versahen, wie sie die Krieger des Herzogs von Oesterreich zu tragen pflegten.

Der Ritter hatte Befehl, mit seiner Schaar die Flucht zu nehmen, sobald sich ihnen die Besatzung des Thurms lebhaft widersetzen würde, um aber doch auf dem Kampfplatze einen Toden zurück zu lassen, tödete der Ritter einen Gefangenen, der in seinem Burgverließ schmachtete, und bewafnete seinen Leichnam, den ein Knecht

vor sich auf das Pferd nahm, ihn bey der Flucht herabzuwerfen.

Der Angrif erfolgte nach dem verabredeten Plane. Mit Sturmleitern erstiegen einige die Seite des Thurms, wo Heinrich abwechselnd bald über die Härte seines Vaters, bald über den Betrug derjenigen klagte, die ihn verführt hatten, oder sich selbst Vorwürfe machte, daß er sich durch ihre List und durch seine eigene Heftigkeit und Herrschbegierde so weit hatte hinreissen lassen.

Die Besatzung des Thurms schlug die Angreifenden bald zurück, da es gegen die Absicht derselben war, sich mit Nachdruck zu vertheidigen, und der Befehlshaber der erstern verbot ihnen, diesen nachzusetzen, unter dem Vorwande: daß sie vielleicht absichtlich flöhen, um einer andern Parthey, die sich mit ihnen zu gleichem Zwecke verbunden haben könnte, Gelegenheit zu geben, in das Innere des Thurms zu dringen, und Heinrichs Kerker zu eröffnen. Die Besatzung begnügte sich daher mit dem gefundenen Toden in den Thurm zurückzugehen, und der Befehlshaber sorgte dafür, diesen Leichnam einem Vertrauten zu übergeben, weil jeder andere es leicht bemerkt haben würde, daß er schon als Leichnam auf den Wahlplatz gekommen war.

Man eilte, von diesem Vorfall dem Kaiser Nachricht zu geben, welchen die Kriegsmänner aus dem Thurm versicherten: an den Angreifern österreichische Feldbinden gesehen zu haben. Der Kaiser eingenommen wider den Herzog Friedrich zweifelte nicht an der Wahrheit dieses Vorgebens, ob es schon der Gebliebene, dem die Feldbinde fehlte, zu widerlegen schien. Wir wissen nicht ob dies aus Versehen seiner Ankleider geschehen war, oder ob man vielleicht die Feldbinde absichtlich vergessen hatte, aus Furcht vor der Rache des Herzogs von Oesterreich, wider den man nicht ohne Vorsicht handeln wollte.

Nutzlos gemacht wurden hierdurch mit einemmale alle Bemühungen des Kanzlers de Vineis, den Kaiser mit seinem Sohne zu versöhnen. Friedrichs Zorn stieg zu einem noch nie erreichten Grade, und traf Heinrichen und alle die Seinigen in gleichem Maaße. Vineis konnte den Kaiser nun durch nichts bewegen, seinen Sohn noch einmal zu sehen, oder Margarethen zu erlauben, sich zu vertheidigen.

Ihr Verlangen, als sie zu Dreifels mit dem Grafen von Eberstein unterhandelte, galt dem Kaiser als vollkommener Beweis ihrer Einstimmung in den Plan ihres Gemahls und ihres Bruders, so unverdächtig es ihm auch, genau

etwas

erwogen, hätte scheinen müssen, daß die bedrängte Margarethe, bey der Wahl eines Zufluchtsorts, zuerst an ihr Vaterland dachte.

Um nichts unversucht zu lassen, den Zorn des Kaisers über seine unglücklichen Kinder zum unverlöschlichen Feuer zu entflammen; erkaufte man auch einen von den Astrologen des Kaisers, der ihn nach Deutschland begleitet hatte *). Er widerrieth dem Kaiser Heinrichs Freilassung, wider welche sich jener ohnehin schon erklärt hatte, und nun durch seinen Hofwahrsager in dem gefaßten Entschlusse noch mehr befestiget wurde.

Er beschloß, die Gefangenen in einige feste Schlösser nach Apulien bringen zu lassen, um aber ihrer sichern Verwahrung daselbst um so gewisser versichert zu seyn, wollte er ihre Abführung so lange verschieben, bis er selbst nach Italien zurückkehren würde, wo sie ihm dann unter hinlänglicher Begleitung nachfolgen sollten, doch immer in gehöriger Entfernung von ihm, um ihn weder durch ihre Klagen zu beunruhigen, noch durch ihren Anblick zum Mitleid zu reizen.

*) Daß Kaiser Friedrich unablässig einige oder mehrere Astrologen in seinem Gefolge hatte, deren Rath er sich bey jedem nur einigermaßen wichtigen Vorfalle bediente, ist so bekannt, als daß sie öfters aus den Sternen verkündigten, wozu sie durch Geld erkauft wurden.

Bis dahin glaubte er seinem Sohne keinen sorgfältigern Hüter geben zu können, als den Herzog Otto von Bayern, von welchem er erwartete, daß er seinen Gefangenen, aus Haß gegen denselben, wohl verwahren würde, wenn er es auch nicht aus Treue gegen ihn selbst thun sollte, obgleich der Kaiser auch aus dieser Rücksicht keine Ursach hatte, an Ottens strenger Aufsicht zu zweifeln.

Margarethe blieb indessen noch in Worms, so wie ihre Söhne auf der Veste Dreifels. Durch den theilnehmenden Schloßhauptmann erfuhr sie bald, daß die schönen Hofnungen, die er in ihr belebt hatte, mit einemmale waren vernichtet worden, und nun gesellte sich zu den Besorgnissen, die sie schon zuvor gefoltert hatten, auch Furcht für ihren Bruder. Sie wußte, daß der Kaiser ohnehin wider ihn aufgebracht war, ahndete, daß der Zorn desselben gegen ihn noch mehr entbrennen würde, als wider ihre Söhne, da diese Unschuldigen selbst von dem Scheine frey waren, der allerdings wider den Herzog sprach, und dennoch die Schuld ihres Vaters mit ihrer Freiheit büßen mußte.

Das Leben einer Gefangenen giebt wenig Stoff zur Unterhaltung, wenn die Geschichte der Gefangenschaft nicht mit thätigen und wirksamen Versuchen zur Befreyung von innen und von aussen verbunden ist, und dies war bey Margarethen so wenig der Fall als bey ihrem Gemahle oder ihren Söhnen. Alle, welche sich für die Befreyung hätten verwenden können, waren entweder hierzu jetzt ausser Stande oder nicht geneigt.

Vergebens waren die Schreiben, welche die Herzogin Theodore an den Pabst, den Kaiser und seinen Sohn, an Prinzen Konrad, ergehen ließ, für die Befreyung ihrer Tochter und ihrer Enkel so viel zu thun, als in ihren Kräften stand. Der Pabst versicherte ihr, daß er sich bey dem Kaiser thätig für ihre verhafteten Kinder vermitteln wollte, allein er that dies so lau, daß sein Schreiben freilich keinen Eindruck auf den Kaiser machen konnte, der selbst bey den dringenden Bitten Theodorens unerschüttert blieb.

Konrad war gewohnt, den Willen seines Vaters beynahe ungeprüft für das Beste zu halten, und alles genau aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, aus welchem es jenem erschien. Er handelte dieser Gewohnheit auch jetzt gemäß,

vielleicht nicht ohne Beymischung des Eigennuzes, der in dem Busen Konrads, wie in so vielen Menschen, zuweilen die Stimme über den Zuruf brüderlicher Liebe erhob.

Zwar sagt die Geschichte nichts bestimmtes von seinem Benehmen gegen den verhafteten Bruder, doch glauben wir ohne Furcht, Konraden zu viel zu thun, dreust vermuthen zu dürfen, daß es nicht so war, wie allerdings ein Bruder gegen den andern handeln sollte, wenn wir uns an Konrads Verfahren gegen seinen jüngern Bruder Heinrich erinnern. Der jüngere Heinrich stand Konraden weniger im Wege als der ältere; an jenen mußte ihn Geschwisterliebe wahrscheinlich mehr fesseln als an diesen, denn diesen hatte er kaum ein- oder zweymal gesehen, jener lebte oft mit ihm zugleich an dem Hofe seines Vaters, und dennoch — — Doch ihr alle, theure Leser! wisset wohl, daß der jüngere Heinrich als Konrads Opfer fiel.

Die lebhafteste Theilnahme des Schloßhauptmanns an ihrem Schicksale machte Margarethen beherzt zu einem Versuche, ob nicht vielleicht dieser gefällige und mitleidige Mann etwas für ihr Bestes thun würde.

Ihr nehmt Theil an meinen Leiden, sprach sie einst zu ihm, könnte ich mir auch wohl Verminderung derselben von Euch versprechen?

Ich würde den Tag, wo ich Euch diese gewähren könnte, für den glücklichsten meines Lebens schätzen — antwortete der Schloßhauptmann.

Margar. Habt Ihr keinen Bekannten in Dreifels, auf dessen Treue und Gefälligkeit Ihr Euch so fest verlassen könntet, als ich der Eurigen vertraue?

Der Schloßh. Als ich Euch versicherte, daß sich die Prinzen, Eure Söhne, unter der Aufsicht des wackern Hugo von Bergheim wohl befinden würden, so weit dies, getrennt von ihren Eltern, möglich ist, setzte ich, wo ich nicht irre, hinzu, daß Hugo mein vieljähriger Freund ist.

Marg. Und gleichen die Gesinnungen dieses Mannes gegen mich und meine Söhne wohl den Eurigen? Wird er für unser Bestes so willig etwas thun wollen, wie Ihr es versprecht?

Schloßh. Die Uebereinstimmungen in den Gesinnungen und Urtheilen, welche dem Freundschaftsbunde zwischen mir und meinem Hugo zum Grunde liegt, ist so vollkommen, daß ich mich noch keines Beyspiels erinnern kann, wo wir verschieden gedacht hätten: besonders aber stimmen wir gewiß vollkommen in dem Eifer: Euch nützlich zu werden, und in der Ueberzeugung Eurer Unschuld überein. Gebt mir Ge-

legenheit, gnädigste Frau, Euch meines Freundes gleiche Gesinnungen mit mir zu beweisen.

Marg. Ich fürchte, daß Ihr diesen Beweis verweigern werdet, sobald ich Euch das Mittel nenne, durch das ich ihn erhalten könnte.

Schloßh. Solltet Ihr etwas von mir verlangen können, was meine Pflicht und die meinem gnädigsten Herrn gelobte Treue verbeut?

Marg. Etwas, wozu Menschenpflicht Euch auffordert. Daß es ungerecht ist, meine Söhne die Schuld ihres Vaters büßen zu lassen, ist, wie ich hoffe, so wenig einem Zweifel unterworfen, als daß Menschenliebe einen jeglichen, der zu helfen vermag, aufrufe zur Hülfe, wenn er die gekränkte Unschuld leiden sieht.

Schloßh. Ein Unmensch wäre der, welcher sich der Hülfe weigerte, und dabey doch fähig wäre, sie zu leisten.

Marg. Das letztere seyd Ihr, das erstere nicht. Auf daher, wackrer Mann, mit Eurem Freunde meine Söhne zu retten!

Schloßh. Vermögte ich das auf erlaubten Wegen, ich würde es mit Gefahr meines Lebens freudig wagen; auf unerlaubten aber sey es fern von mir, damit mein graues Haupt nicht noch mit Schande bedeckt wird, ehe es hinabsinkt in die Grube. Doch das könnt ihr, gnädige Frau, auch nicht wollen.

Marg. So oft Ihr mir auch versichertet, daß Ihr an meiner Unschuld nicht zweifeltet, und daß Ihr wünschtet, mir so thätig helfen zu können, als Mitgefühl gegen meine Leiden Euch aufforderte; so machte ich doch nie einen Versuch, durch Eure Hülfe meiner Haft entrinnen zu können. Bey all Eurem günstigen Vertrauen zu mir müsset Ihr dennoch die Möglichkeit annehmen, daß ich des von dem Kaiser bezüchtigten Verbrechens schuldig seyn könnte, daher Eure Pflicht gegen den Kaiser Euch verbieten würde, für meine heimliche Befreyung etwas zu thun; aber welche Pflicht könnte Euch verbieten, für meine Söhne zu handeln, wie ich für mich selbst nicht von Euch verlange?

Schloßh. Die, welche Ihr so eben nenntet. Unbedingt habe ich kaiserlicher Majestät Treue und Gehorsam geschworen, und jede Verletzung dieses Schwures würde mich zum Verräther, zum Verbrecher machen.

Marg. Aber — verzeiht mir diesen Vorwurf — werdet Ihr bey dieser unverbrüchlichen Treue nicht ein Mitschuldiger der Ungerechtigkeit des Kaisers, ein Theilnehmer an derselben?

Schloßh. Ich bin kaiserlicher Majestät Diener, daher es mir nicht ziemt, die Befehle, welche ich erhalten, auf der Waage der Gerech-

tigkeit abzuwägen, da mir meine Pflicht nur die Befolgung derselben befiehlt.

Marg. Ist diese heiliger als Pflicht der Menschenliebe?

Schloßh. Ja und nein, gnädigste Frau, nachdem die Fälle sind. Wollten sich die Diener der Fürsten erlauben, die Befehle derselben nach ihren eigenen Begriffen umzuändern: so würden noch mehrere Unordnungen auf der Welt entstehen, als itzt, wo die Diener der Fürsten zuweilen Beförderer ihrer Ungerechtigkeit werden. Vorstellungen zu machen ist uns vergönnet; fruchten sie nicht: so gebietet unsere Pflicht, dem erhaltenen Befehle treulich gemäß zu handeln, und das Urtheil über denselben dem zu überlassen, der einst die Fürsten nicht minder streng richten wird, als den leibeigenen Knecht. Furcht für Gott und unverbrüchliche Treue gegen den Kaiser, meinen Herrn — dies, gnädigste Frau, ist mein Glaubensbekenntniß. Könnte ich jemals zur Verletzung dieser Treue bewogen werden, so wäret Ihr, gnädigste Frau, die einzige, die es vermögte, aber denn müßte die Gefahr für Euch und Eure Söhne größer seyn, als sie jetzt wirklich ist.

Marg. Ich habe mich geirrt in Euch! Mitleid habt Ihr wohl, aber keinen Eifer zu helfen!

Schloßh. So scheint es Euch, weil sich meine Kälte zu keiner Hülfe entschliessen kann, die Euch nur schaden, Eure Lage verschlimmern würde. Gesetzt, daß ich mich so weit vergäße, gemeinschaftlich mit meinem Freunde Hugo an der Befreyung Eurer Söhne zu arbeiten, was würde die unvermeidliche Folge hiervon seyn? Für Euch und Euren Herrn und Gemahl des Kaisers noch heftigerer Zorn: für die Prinzen härteres Gefängniß und Mangel an der Sorgfalt, die man jetzt sowohl für ihre Gesundheit, als für ihre Ausbildung trägt.

Marg. Wer könnte meine Söhne zurückführen in die Haft, wenn sie sich unter dem Schutze ihres Oheims befänden?

Schloßh. Dem Kaiser würde dies nicht unmöglich seyn, wenn es uns auch gelungen wäre, sie sicher nach Wien zu bringen, wozu wir doch fürwahr wenig Hofnung haben.

Marg. Ihr seyd muthlos.

Schloßh. Nein, gnädigste Frau, nur leiten mich glühende Wünsche nicht irre. Vergesset nicht, in welche Gefahr Ihr mit den Eurigen kommen würdet, wenn ich den Gedanken ausführen wollte, den mütterliche Liebe Euch eingegeben hat. Jetzt habt Ihr noch Hoffnung, daß die Verwendung Eurer Freunde und des Kaisers väterliche Empfindungen bewirken

werden, was gewiß schon geschehen wäre, wenn nicht die List Eurer Feinde des Kaisers Zorn aufs neue entflammt hätte; ganz würde aber diese Hofnung verschwinden, wenn ein Versuch, Eure Söhne zu befreyen, den Kaiser noch heftiger erzürnte, und zugleich den Argwohn verstärkte, der ihn wegen des Angriffs auf den Thurm einnimmt. Eifrigst bemühte sich der Kanzler, die Thäter zu entdecken; fruchtlos würde aber sein Bemühen seyn, wenn der Kaiser überzeugt würde, daß Ihr selbst versuchtet, die Fesseln der Eurigen zu zerbrechen. Mögte denn Peter de Vineis dem Kaiser immer diejenigen nennen, welche den Angriff auf den Thurm machten, so würde er doch durch nichts von dem Argwohn können zurückgebracht werden, daß der Herzog, Euer Herr Bruder, denselben auf Euer Geheiß geleitet hätte.

Obgleich Margarethe bey näherer Prüfung der Meinung des Schloßhauptmanns den Beyfall nicht versagen konnte: so würde sie doch oft, wenn Drang der mütterlichen Liebe, durch die sie die nöthige Vorsicht vergaß, sie bestürmte, gern einen Versuch zur Befreyung ihrer Söhne gemacht

haben, hätte sie nur jemand gewußt, dessen Hülfe sie sich hier bedienen könnte.

Sie wiederholte ihre Bemühungen bey dem Schloßhauptmanne, doch nie mit besserm Erfolg als das erstemal; und der Trost, mit welchem sie dieser, verbunden mit Sophien von Prunn, zu beruhigen suchte, machte wenig Eindruck auf sie. Wie konnte die Hofnung: daß der Kanzler de Vineis des Kaisers verloschene Liebe gegen seinen verhafteten Sohn doch vielleicht wieder zu entflammen vermögte; Raum in ihr gewinnen, da sich bis jetzt noch so gar nichts ereignet hatte, was ihn nur einigermaßen wahrscheinlich hätte machen können?

Einige Monden vergingen, und Friedrich blieb seinem Sohne und der Gemahlin desselben noch immer gleich abgeneigt. Es war ihm schon verdrießlich, nur etwas von beyden zu hören, und wenn er ja denen, die für sie sprachen, nicht sogleich Stillschweigen gebot, so geschah es wenigstens, sobald sie ein wenig warm wurden, und ihn aufforderten seinen Sohn noch einmal zu sehen, oder Margarethen die längst erbotene Rechtfertigung zu verstatten.

Zu jeder andern Zeit würde sich Herzog Friedrich für seine Schwester thätig vermittelt haben, jetzt aber befand er sich in einer Lage, die es ihm unmöglich machte. Ein Krieg mit

Ungarn erforderte alle seine Kräfte, und gab Veranlassung zu neuern Unruhen in seinem Lande, die bald nach der Beendigung jenes Kriegs völlig ausbrachen. Doch wir glauben, unsern Lesern hiervon etwas mehr sagen zu müssen.

Das Jahr zuvor, in welchem auch Herzog Friedrich seine Schwester Konstanze mit dem Marggrafen Heinrich von Meissen vermählt hatte, feyerte der alte König Andreas von Ungarn seine Vermählung mit der jungen Beatrix von Este. Er lebte jetzt mit dem Herzoge von Oestereich im Frieden, war der Gast desselben gewesen, bey den Festen, die er der Vermählung seiner Schwester zu Ehren feyerte, und ladete ihn nun zu sich nach Ungarn ein, an den Feierlichkeiten seiner Vermählung Theil zu nehmen.

Bisher hatten die Ungarn in dem Herzoge von Oestereich nur einen furchtbaren Feind gesehen, jetzt kam er als Freund zu ihnen, und erwarb sich in wenig Tagen die Achtung des größten Theils der Nation. Auf den ersten Blick gefiel Friedrich durch seine männlich schöne Gestalt, und der erste günstige Eindruck wurde verstärkt, je näher man mit ihm bekannt wurde.

Wirklich war auch der Herzog von Oestereich nicht der fühllose Tyrann, als welchen ihn Peter de Vineis späterhin in einer Schrift ver-

schrie, in welcher sich der Kaiser, durch die Feder eines Kanzlers, wegen seines Verfahrens gegen den Herzog rechtfertigte; nicht der zügellose Wollüstling, welchen ihn einige partheyische Geschichtsschreiber, neben dem Tyrannen nennen, sondern ein Fürst, der in den Jahrbüchern als einer der würdigsten prangen würde, hätte er nicht mit Heftigkeit und Hitze unbezähmtern Ehrgeiz verbunden, wodurch seine übrigen achtungswerthen Eigenschaften verdunkelt wurden.

In den letzten Lebensjahren seines Vaters war es Friedrichs eifrigstes Bestreben gewesen sich nach demselben zu bilden, und vielleicht hätte er sein Vorbild vollkommen erreicht, wäre nicht Leopold der Glorreiche von seinem Sohne zu früh hinweggerissen worden, oder hätte sich nur nicht gleich zu Anfange seiner Regierung so viel vereinigt, was theils seinen Ehrgeiz entflammte, theils seinem Lande schadete, und seinen Unterthanen Gelegenheit gab, sich über ihn zu beklagen.

Von seiner Wohlthätigkeit haben wir Euch, theure Leser, bereits ein großes Beyspiel erzählt, auch habt ihr schon Beweise seines Heldenmuths erhalten, und in der Folge wird sich noch sein Gleichmuth zeigen, den die widrigsten Begegnisse nicht zu erschüttern vermochten. Durch diese Vorzüge allein hat sich vielleicht schon man-

cher Fürst einen großen Namen erworben, und Friedrich verband mit demselben noch mehrere. Er regierte selbst; war im Felde und in seinem Staatsrathe gleich unermüdet; ein Feind der Verstellung und der Schmeicheley; getreu gegebenem Worte, und wußte wahre Verdienste in jedem Stande zu schätzen.

Ausgerüstet mit diesen Vorzügen sahen ihn die Ungarn, die um so mehr von ihm eingenommen wurden, weil sie seine Fehler nicht kannten: seinen unersättlichen Ehrgeiz und den Leichtsinn, mit welchem er bösen Rath annahm, und sich selbst zuweilen beynahe ganz umzuwandeln schien, wenn er auf diese Art Befriedigung jener heftigsten seiner Leidenschaften erwarten konnte.

König Bela schien über die deutlichen Beweise der Achtung, die viele seiner Unterthanen dem Herzoge von Oesterreich gaben, unruhig zu werden, weil er vielleicht fürchtete, daß sie ihm in der Folge nachtheilig oder wenigstens in der Ausführung des Plans, den sein unversöhnlicher Haß wider den Herzog von Oestereich entworfen hatte, hinderlich werden könnte. Er ließ dem Herzoge seine Gesinnungen nicht undeutlich merken, um ihn hierdurch zu vermögen, Ungarn bald wieder zu verlassen.

Friedrich übersah die Unfreundlichkeit des Königs Bela, und kehrte nicht eher in sein Land zurück, bis die lange daurenden Lustbarkeiten, zu welchen ihn König Andreas eingeladen hatte, geendiget waren. Nun schied er von dem Könige Andreas mit gegenseitigen ungeheuchelten Versicherungen künftig ununterbrochener Freundschaft, bemerkte aber deutlich, daß Bela nur denselben aus Höflichkeit beystimmte. Er blieb gleichgültig hierbey, weil er den rauhen Charakter des jungen Königs von Ungarn, so wie die Abneigung desselben gegen ihn kannte, und verließ Ungarn mit der Hoffnung: daß die Achtung, die er sich bey vielen Großen des Reichs erworben hatte, diese abhalten würde, in einen Kriegszug wider ihn zu willigen.

Andreas genoß das Glück nicht lange, das er in den Armen seiner junger Gemahlin gefunden hatte. Er starb wenig Monden nach seiner Verbindung mit ihr. Sein Tod gab die Loosung zu Unruhen im Reich.

Unmittelbar nach demselben forderte Bela mehrere der ansehnlichsten seiner Lehnsleute, denen er die Veranlassung zu einem Mißverständniß beymaß, das einige Zeit zuvor zwischen ihm und seinem Vater geherrscht hatte, vor Gericht, beraubte sie der Würden, die sie im Staate besaßen, oder zog ihre Güter ein, und vertrieb ei-

nige aus dem Lande. Auch der jungen Wittwe seines Vaters, die sich bey den Ungarn beliebt gemacht hatte, begegnete er auf eine Art, die sie mit Besorgnissen für sich und ihr noch ungebornes Kind erfüllte, und zu dem Entschlusse bewog: in männlicher Kleidung aus Ungarn nach Italien zu flüchten.

Die Ungarn begannen in geheim zu murren, besonders diejenigen, welche der Zorn des Königs schon getroffen hatte, oder jene, die seinen Ausbruch noch befürchteten. Sie erinnerten sich des Herzogs von Oesterreich, und sendeten einige der Ihrigen nach Wien, den Herzog von Ungarn einzuladen, und ihm eine Krone anzubieten, die er aber freilich mit gewafneter Hand dem König Bela entreissen mußte, bevor er sie auf sein Haupt setzen konnte.

Diese Abgesandten der unzufriedenen Ungarn erschienen vor dem Herzoge von Oesterreich wenig Zeit nach der Zusammenkunft desselben mit dem Kaiser an der österreichischen Grenze. Friedrich war damals, wie sich unsere Leser noch erinnern werden, mit dem Gedanken beschäftigt, den König Bela anzugreifen, damit er ihm, von dem er selbst einen Angriff befürchtete, zuvorkommen mögte.

Die

Die Abgesandten fanden demnach den Herzog noch mehr geneigt, ihrer Aufforderung gemäß zu handeln, als sie sich, bekannt mit dem Reitze, den eine Krone für den größten Theil der Menschen hat, ohnehin schon schmeichelten. Friedrich versprach ihnen ein zahlreiches Heer auszurüsten, dessen er sich zur Erreichung ihrer Absicht bedienen wollte, und sie gaben ihm dagegen die Versicherung, daß sie sich unmittelbar nach der Zurückkunft in ihr Vaterland, mit allen Gleichdenkenden vereinigen und ihm gerüstet entgegen kommen wollten.

Ein Abgeschickter der Ungarischen Mißvergnügten, durch welchen sie dem Herzog von Oesterreich berichten ließen: daß sie, vereinigt mit allen Ungarn die Muth für ihre Freiheit beseelte, bereit stünden, ihren König Friedrich zu empfangen, und, geführt von ihm, die Fesseln zu zerbrechen, mit welchen Bela, der Unterdrücker ihrer Freiheit und Verächter ihrer Gerechtigkeiten, sie belastet hätte; traf in Wien zu gleicher Zeit mit einem Eilboten ein, der dem Herzoge die traurige Botschaft von der Verhaftung Margarethens und der ihrigen brachte.

Ein Heer von mehr als dreyßig tausend tapferer Krieger war ausgerüstet, dem Herzog in das Feld zu folgen; aber Friedrich schwankte ei-

nige Augenblicke, ob er mit ihnen den Ruf des Ehrgeizes und der Länderbegierde, oder der Aufforderung der Liebe für seine Schwester gemäß handeln sollte.

Von der leztern erhizt wollte er im Feuer der ersten Augenblicke mit seinen wackern Kriegsmännern vor Worms eilen, und von dem Kaiser die Befreyung seiner Schwester und ihrer Kinder verlangen, kühlere Ueberlegung führte aber die Aenderung seines Entschlusses herbey. Er fand es äusserst gefahrvoll, sich öffentlich wider den Kaiser zu erklären, dagegen schien aber seiner Hoffnung die Eroberung von Ungarn ein so leichtes Werk, daß er sie in wenig Wochen zu beendigen gedachte; und der Abgesandte der Mißvergnügten wußte durch Versicherungen von der Stärke seiner Parthey diese riesenmäßige Hoffnung zu nähren.

In dieser Zeit, glaubte Friedrich, könnte vielleicht die Lage seiner Schwester eine vortheilhafte Wendung nehmen; und wenn dies nicht geschehen sollte: so schmeichelte er sich, daß seine Worte auf den Kaiser tiefern Eindruck machen würden, als itzo, wenn er dann als König von Ungarn sprechen könnte. Er entließ also den Abgeschickten der Mißvergnügten mit dem Versprechen: des andern Tages mit seinem Heer aufzubrechen.

Ohne Widerstand zu finden drang er nach Ungarn ein, fand aber hier nicht, was er erwartet hatte. Der Plan der Mißvergnügten war dem König Bela verrathen worden, und die Anstalten, die er zur Zerrüttung desselben getroffen hatte, waren so wirksam, daß Herzog Friedrich vergebens auf das Heer wartete, das nach dem Versprechen der Ungarn nicht fern von der Gränze zu ihm stossen sollte.

Bela hatte sich der Häupter der Empörung bemächtigt, und derselben beraubt wagten es die andern Theilnehmer nicht, sich unter dem östereichischen Pannier zu versammeln. Friedrich erfuhr bald den veränderten Gang der ungarischen Angelegenheiten, doch entsank ihm deshalb der Muth nicht. Er hoffte, daß es ihm nicht schwer werden würde, über ein Heer zu siegen, dem viele nur gezwungen folgten, hoffte, daß mit dem Anfange des Gefechtes ganze Schaaren den König von Ungarn verlassen und zu ihm übergehen würden, und erwartete muthig die Ankunft des Königs von Ungarn.

Bela kam nicht so schnell als Friedrich erwartete, weil er fürchtete, was dieser hoffte, und daher nicht eher in das Feld zu gehen wagte, bis er der Getreuen so viele unter seinem Heere versammelt hatte, daß er dann den Sieg

noch zu erhalten hoffen konnte, wenn auch ein Theil seiner Krieger die Parthie des Herzogs nehmen sollte. Theils um den zögernden Bela zur Eil zu reizen; theils auch um se nen Kriegern sowohl Beschäftigung zu geben, als sich den Habsüchtigen unter ihnen gefällig zu machen, vergönnte ihnen Friedrich, was damals in jedem Kriege geschah, Verheerung des Landes und Plünderungen, um ihre Seckel zu füllen, nur hielt er sie zurück, sich allzutief in das Land zu wagen. Bey aller Hoffnung des Sieges vergaß Friedrich die nöthige Vorsicht nicht, die ihm verbot, sich weit von seinen Grenzen zu entfernen, um sich nach einem unglücklichen Ausgange des Treffens in sein Land zurückziehen zu können.

Mit reicher Beute hatten sich die Oesterreicher beladen, als einige Kundschafter die Nachricht brachten, daß sich das ungarische Heer, geführt von Bela und seinem Bruder Kalmann, herannäherte. Friedrich sahe nun die Erfüllung seines Wunsches nicht mehr fern, eine große Anzahl seines Heeres hatte die Erfüllung des ihrigen schon erreicht. Sie wünschte Beute, Friedrich Sieg oder, um bescheidener zu reden, als der junge Held dachte, ein Treffen, ein Wort, das Friedrich dem Streitbaren mit dem Worte Sieg für gleichlautend galt.

Durch den Herzog mit höherem Muthe beseelt, harrten sonst seine Mannen und Knechte des Zeichens zum Angriffe nicht weniger ungeduldig, als er des Augenblicks, wo er es geben konnte, und flogen ihm dann muthig nach unter die Reihen ihrer Gegner, heut aber gab ihnen die Botschaft, daß der Feind heranzöge, keine allgemeine Freude. Beutemachen folgt sonst dem Siege nach, diesmal war es der Schlacht vorangegangen, und mancher Oesterreicher, dem die Beute grössern Werth hatte, als der Ruhm des Siegs, wurde durch den Gedanken beunruhigt, sie zu verlieren. Diese Furcht brachte bey einigen Anführern des Heeres, deren Tapferkeit Friedrich bisher geschätzt hatte, ohne zu wissen, daß Raubsucht, die nur eine Quelle war, aus welcher sie floß, den Entschluß zur Flucht hervor, damit sie die erbeuteten Schätze nicht vielleicht verlieren mögten.

Furcht: von ihren bessern Brüdern, in denen Ehrgefühl und Treue gegen ihren Herrn lauter sprach, als niedriger Geldgeiz, zurückgehalten und feindlich behandelt zu werden; verhinderte sie ihren feigen Entschluß auszuführen, bis sie von den Ungarn angegriffen wurden, kaum aber waren sie mit diesen handgemein geworden, als sie sich umwendeten, ihre Kampf-

genossen in Unordnung brachten, und diese zur Flucht mit sich fortrissen.

Lasset uns fliehen, Brüder — suchten sie ihren schändlichen Verrath zu entschuldigen, um unsere Hände mit unschuldigen Blute zu beflecken, das in einem ungerechten Kriege vergossen wird.

Vergebens wendete Friedrich alle Mittel an, sie zurückzurufen, mit der größten Eil flohen sie fort, und Friedrich zitterte vor Verdruß, mit ihnen vor einem Feinde fliehen zu müssen, den er so zuversichtlich zu besiegen gehofft hatte. Wahrscheinlich wäre ihm auch der Sieg nicht entgangen, wenn sich die Seinigen nicht solche schändliche Verrätherey erlaubt hätten, denn unter dem ungarischen Heere befanden sich viele Mißvergnügte, die mit dem Vorsatze in das Feld gingen: sich für den Herzog von Oestereich zu erklären, sobald sich nur der Sieg auf seine Seite neigen würde.

Zum Glücke für die Oestereicher, aber auch zum grössern Schmach für diejenigen unter ihnen, die zuerst flohen, und ihre Gefärthen mit sich fortdrängten, war es nur ein Theil des Vortrabs von dem ungarischen Heere, der sie in die Flucht schreckte. Diese Schaar war zu klein, die Fliehenden zu verfolgen, was die Ungarn auch um so weniger wagten, da sie die unerwar-

tete Flucht des sonst so tapfern Herzogs für eine Kriegslist hielten.

Ohne Verlust erreichten die Oestereicher die Grenzen ihres Vaterlandes, wo Friedrich hoffte, daß sie wenigstens nun Stand halten würden, gleich nutzlos aber bediente er sich der dringendsten Vorstellungen, und als diese nicht fruchten wollten, Drohungen, wie sie gerechter Zorn ihm eingab.

Wir ziehen nicht unser Schwerd zu einem ungerechten Kriege — riefen die Verräther, und eilten mit der gemachten Beute ihren Burgen zu, sie daselbst zu bergen, wenn ihnen die Ungarn vielleicht nachkommen sollten.

Ganz hätte der König Bela seinen Vortheil verkennen müssen, hätte er nicht gethan, was die Oestereicher befürchteten. Mit seinem ganzen Heere fiel er in das östereichische Land, und rächte die Verheerungen, über die ein Theil der Seinigen klagte, durch noch fürchterlichere. Friedrich konnte sich den Feinden nicht widersetzen, weil sein Heer durch die Entflohenen um mehr als die Hälfte war vermindert worden. Mit den Treugebliebenen mußte er sich nach Wien zurückziehen, wohin ihm die Feinde nachfolgten, und das Land bis vor die Mauern der Residenz verwüsteten. Von den Seinigen gänzlich verlassen sah sich der Herzog genöthiget, den

Frieden durch eine große Geldsumme zu erkaufen, die er in verschiedenen Fristen zu bezahlen versprach.

Auch im Getümmel des Kriegs vergaß zwar Friedrich seine Schwester nicht, nur konnte er sich ihrer nicht so nachdrücklich annehmen, wie er im Frieden hätte thun können. Vereinigt mit seinen Schwägern, dem Markgrafen von Meissen und dem Herzog von Braunschweig, würden ernstliche Vorstellungen bey dem Kaiser nicht ohne Erfolg geblieben seyn, da der Monarch der Feinde schon so viele hatte, um die Zahl derselben durch drey der mächtigsten deutschen Fürsten noch zu vermehren. Daß Friedrich sowohl an den Kaiser als an seine Schwäger schrieb, war alles, was er thun konnte, freilich aber nicht genung, die Veränderung der Lage Margarethens zu bewirken.

Der Kaiser wußte zu genau, in welcher Verlegenheit der Herzog von Oesterreich sich jezt befand, um ihn zu fürchten, und der Markgraf von Meissen, so wie der Herzog von Braunschweig wagten es nicht, sich für Margarethen mit etwas mehr als Bitten zu verwenden, so oft und dringend sie auch von ihren Gemahlinnen aufgefordert wurden, die leidende Schwester zu schützen, und sie der Rache des Kaisers zu entreissen. Hätte sich Herzog Frie-

drich in einer andern Lage befunden, so würden seine Schwäger vielleicht mehr gethan haben, als ihnen nun Furcht vor der Rache des Kaisers und Sorgfalt für ihre eigene Sicherheit und Ruhe erlaubten.

Der Kaiser änderte seinen Vorsatz: Margarethen samt den Ihrigen nicht eher nach Italien abführen zu lassen, bis er selbst dahin zurückkehren würde. Er beschloß jetzt, Margarethen und ihre Kinder ohne Verzug aus Deutschland zu entfernen, seinen Sohn aber noch länger in der Verwahrung des Herzogs von Bayern zu lassen.

Den Kaiser endlich einmal zum Verhör Margarethens zu bewegen, versicherte ihn Peter de Vineis, daß ein großer Theil der Bürger zu Worms ganz für den Vortheil der Gefangenen eingenommen, und von ihnen ein Aufstand zu befürchten wäre, wenn nicht Ueberzeugung von Margarethens Schuld die Neigung der Bürger für sie umänderte.

Wirklich wurde Margarethe von dem größten Theile der Wormser beklagt. Sie war nie zuvor in Worms gewesen, aber der Schloßhauptmann und alle, die sie in ihrem Kerker sahen,

wußten so viel Entschuldigendes und so viel Gutes von ihr zu sagen, daß der Glaube an ihre Unschuld in Worms beynahe allgemein wurde.

Ob der Schloßhauptmann aus der Absicht handelte, sich für die Befreyung Margarethens zu vermitteln, geht aus der Geschichte so wenig deutlich hervor, als es sich entscheiden läßt, ob die günstige Stimmung, in welcher sich die Wormser gegen Margarethen befanden, wirklich eine so thätige Theilnahme an ihrem Schicksale vermuthen ließ, als Peter de Vineis gegen den Kaiser äusserte. Genug, Friedrich bezweifelte seine Versicherungen nicht, und vorher schon durch die Bitten vieler Fürsten für Margarethen besorgt gemacht, wollte er nicht länger zögern, sie an einen Ort zu bringen, dessen Sicherheit ihn von der Furcht befreyete: Margarethens Freunde mögten vielleicht durch Gewalt zu vollbringen suchen, was ihre Bitten nicht auszurichten vermögten.

Die nahe Vermählung des Kaisers mit der schönen Isabelle von England war vielleicht ein Grund mehr, Margarethen in einen andern Kerker zu bringen. Friedrich wollte seine Vermählung zu Worms feyern, und fühlte ohne Zweifel, daß es einen widrigen Eindruck auf seine Gemahlin machen könnte, wenn

sie gleich bey ihrer Ankunft bemerkte, daß in den Mauern der Stadt, die jetzt von Freude widerhallen sollte, Unzufriedenheit über ihren Gemahl wohnte. Ein Einfall seines Kanzlers gab dem Kaiser Gelegenheit, Margarethen hinweg bringen zu lassen, ohne die Unzufriedenheit der Wormser noch mehr wider sich zu reizen.

Der Kanzler forderte ihn auf, über Margarethen Gericht zu halten, und, wenn sie aus demselben gereinigt von dem Verdacht hervorginge, der sie bis jezt noch träfe, die Feste bey seiner Vermählung durch ihre Freylassung zu verherrlichen. Der Kaiser antwortete nicht bestimmt hierauf, doch ließ seine Antwort vermuthen, daß er geneigt wäre, der Aufforderung des Kanzlers gemäß zu handeln. Hierdurch hoffte er die Wormser zu beruhigen, und rechnete, wenn sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sähen, auf das Fesselnde der Freuden, durch die er sie bey der Feyer seiner Vermählung zu zerstreuen gedachte.

Sobald de Vineis den Kaiser verlassen hatte, traf derselbe unverzüglich die nöthigen Anstalten, Margarethen im geheim aus Worms bringen zu lassen. Er ließ den Schloßhauptmann zu sich rufen, wider dessen Treue er nicht den geringsten Argwohn hatte, denn ab-

sichtlich hatte der gute Mann gegen den Kaiser nichts zum Vortheil Margarethens erwähnt, um sich nicht vielleicht bey ihm verdächtig zu machen, und sich hierdurch die Gelegenheit zu benehmen, Margarethen nützlich zu werden, und durch seine Freunde für ihr Bestes zu wirken.

Denkt Euch, liebe Leser, das Schrecken dieses mitleidigen Mannes, als ihm jetzt der Kaiser vertraute, daß er Margarethen die nächste Nacht in der Stille aus ihrem Gefängnisse wollte abholen und nach Apulien bringen lassen; und ihm zugleich verbot, von Margarethens Entfernung gegen irgend jemand, sowohl in dem Gefängniß als in der Stadt, etwas bekannt werden zu lassen.

Allgemein — sprach er — muß sie noch in deiner Wohnung geglaubt werden; und wehe dir, wenn du das Gegentheil bekannt machst, ehe Wir es dir befehlen!

Die Treue — antwortete der Schloßhauptmann — mit der ich bis jetzt alle Befehle Eurer Majestät befolgte, wird mich auch jetzt nicht verlassen, erlaubt aber, gnädigster Herr, Eurem Diener die Bitte: meine erhabene Gefangene begleiten zu dürfen, damit ich für ihre Gesundheit sorgen kann, die seit der Dauer ihrer Haft viel gelitten hat.

Dies kann ein Anderer so wohl als du — äusserte der Kaiser mit finsterm Blicke einen Verdacht, der sich seiner gegen die Treue des Schloßhauptmanns bemächtigte — Du hast nichts weiter zu thun, als unsere Befehle zu befolgen und zu schweigen.

Von dem Kaiser hinweg ging der Schloßhauptmann zu Margarethen, die bey seinem Eintritte sein trüber Blick schon ängstlich machte. Eine noch mehr beunruhigende Nachricht befürchtend hörte Margarethe die Botschaft: daß sie nach Italien gebracht werden sollte; gleichmüthig an.

Hat das Schicksal einmal über mich beschlossen — erwiederte sie — daß mein Leben in dem Kerker sich verzehren soll: so gilt es mir gleich, wo ich es ende, und in welchem Lande dereinst die Asche der Unschuldigen modert, welcher der Leiden bitterster Kelch beschieden war.

Seyd fröhlich, gnädigste Frau — tröstete sie Sophie — In einem andern Lande, besonders in Italien, wo für Geld alles feil ist, findet Ihr vielleicht eher einen Mann, der durch überspannte Begriffe von Treue nicht zurückgehalten wird, dem Aufrufe der Menschenliebe und des Mitleids zu folgen.

Leidiger Trost — klagte Margarethe — was nützte mir die Freiheit, wenn mein Ge-

mahl und meine Kinder noch in dem Kerker schmachteten! O Gott, ich werde nun so weit von ihnen getrennt, und, glaube es mir, liebe Sophie, auch im Kerker giebt es Trost, seine Lieben nicht fern von sich zu wissen, wenn es uns schon nicht vergönnt ist, sie zu sehen! Diesen geringen Trost, von welchem Margarethe sprach, erhielt sie bald nachher. Aus einem Schreiben von seinem Freunde, Hugo von Bergheim, hatte der Schloßhauptmann erfahren, daß Margarethens Söhne in ein Schloß nach Apulien gebracht werden sollten. Er eilte, diese Neuigkeit ihrer Mutter mitzutheilen, in welcher er, verbunden mit Sophien, die Höffnung belebte: ihre Söhne in Italien zu finden.

Aufgerichtet durch diese Hoffnung verließ Margarethe ihren Kerker zu Worms mit einer Freudigkeit, die wohl schwerlich viele Gefangene gefühlt haben, wenn ihnen das Gefängniß nur geöffnet wurde, um es mit einem andern zu verwechseln. Schmerzliche Gefühle durchschütterten sie wohl, da sie sich dem Lande näherte, in welches sie ihr Gemahl als Königin hatte führen wollen, doch wurden sie von der Hoffnung besiegt, ihre Söhne wieder zu sehen, die auf dem Wege reichliche Nahrung fand. An vielen Orten erforschte Margarethe, daß ihre Söhne kurz vor ihr durchgereist waren.

Es hatte Sophien geglückt, einen ihrer Begleiter in so fern zu ihrem Vertrauten zu machen, daß er ihr von den jungen Prinzen berichtete, soviel er hatte erfahren können. Auch versprach er ihr, einen Brief an ihren Bruder in Oestereich zu besorgen, welchem Sophie ein Schreiben von ihrer Gebieterin an den Herzog beyzulegen gedachte, sobald sie das Ziel ihrer Reise würde erfahren haben.

Nur der Anführer der Schaar, die Margarethen begleitete, wußte den Namen des Schlosses, wohin sie gebracht werden sollte, und Sophiens Freund gab sich vergebliche Mühe, seinem Befehlhaber einen Namen abzulocken, den er gegen seine Gefährthen erst auf der lezten Tagereise nennen sollte, doch nicht ohne vorhergegangene Ermahnung, ihn zu verschweigen.

Wir wissen nicht, durch welche Mittel Sophie sich einen ihrer Begleiter so ganz zu eigen machte, doch bezeugt die Geschichte, daß er ihr mit dem Eifer eines vieljährigen Freundes diente. Er verschafte ihr alles zum Schreiben nöthige Geräthe, das sie in ihren Kleidern verbarg, sich an dem Orte, wohin sie mit der Königin gebracht werden würde, einige Tage zu verweilen, und sich zur Nachtzeit um ihr Gefängniß herumzuschleichen, um ihr Gelegenheit zu geben, ihm das Schreiben an ihren Bruder

herabzuwerfen. Wenn Ihr aber dieses durch zu strenge Aufsicht oder ein anderes Hinderniß unmöglich gemacht werden sollte: so würde er selbst nach Oesterreich zu ihrem Bruder gehen, ihm das Schloß zu nennen, in welchem sie lebte.

Es war die Veste Sankt Felice in Apulien, wohin Margarethe zur sichern Verwahrung geführt wurde. Absichtlich hatte der Kaiser nur die wichtigsten Vestungen gewählt, weil der Versuch auf den Thurm vor Worms, der noch immer nicht aufgehellt war, ihn bewog, ähnlichen zuvorzukommen. Wider Sankt Felice konnte nur ein zahlreiches Heer etwas unternehmen, und daß ein solches zu der Befreyung Margarethens in das Feld rücken sollte, glaubte der Kaiser nicht, befürchten zu müssen, ob er schon argwohnte, daß vielleicht der Herzog von Oesterreich oder ein Freund Margarethens eine kleine Schaar beherzter Männer absenden könnte, sie aus ihrer Haft zu befreyen, wenn sie sich an einem Orte befände, wo eine geringe Zahl etwas auszurichten vermögte.

Mit einer Freude, als ob sie bald das Ende aller ihrer Leiden erreichen würde, näherte sich Margarethe dem Orte ihrer Bestimmung, denn zuversichtlich hoffte sie ihre Söhne hier zu finden, weil ihr Sophie, nach den Nachrichten

ihres

ihres Vertrauten, versicherte, daß die Prinzen mit ihren Begleitern den Tag zuvor des nehmlichen Weges gezogen wären, auf welchem sie sich jetzt befänden. Vergebens öffneten sich aber Margarethens Arme, als sie nun in ihr Gefängniß geführt wurde, und die Hoffnung: ihre Söhne zu sehen; sie so thätig beschäftigte, daß ihre Arme sich unwillkührlich ausbreiteten, sie zu umfangen.

Ihre Hoffnung war so fest in ihr geworden, daß sie nicht sogleich von ihr schwand, sie glaubte, man verberge ihre Söhne nur aus Schonung vor ihr, damit sie ihr Anblick unvorbereitet nicht zu heftig erschüttern sollte; und voll dieser Zuversicht forderte sie ihre Begleiter auf: sie zu ihren Kindern zu bringen. Jetzt endigte sich die Täuschung ihrer Hoffnung mit einemmale, und der heftigste Schmerz trat an ihre Stelle, da sie erfuhr, daß ihre Söhne nicht hier wären, durch nichts aber ihre Begleiter bewegen konnte, ihr zu entdecken, wo sie sonst sich befänden.

Nutzlos bestürmte Margarethe die harten Männer mit der Beredsamkeit und den dringenden Bitten der zärtlichen und besorgten Mutter; ihre Begleiter entschuldigten sich mit dem Befehle des Kaisers, und verliessen Margarethen,

trostlos über die Ungewißheit, in welcher sie sich wegen des Schicksals ihrer Söhne befand.

Zwey Tage vergingen, ehe sie ihren Schmerz so weit mäßigen konnte, dem Rathe Sophiens zu folgen, und das Schreiben an ihren Bruder aufzusetzen, für dessen Ablieferung Sophie gesorgt hatte.

Des Erfolges, den diese treue Dienerin vor ihrer Ankunft zu Sankt Felice erwartet hatte, schmeichelte sie sich nun freilich nicht mehr von dieser Zuschrift. Er traf genau mit der Furcht zusammen, die den Kaiser bewogen hatte, Margarethen in eine Vestung bringen zu lassen, deren Betrachtung Sophien ohne Mühe überzeugte, daß jeder Versuch: durch die Hülfe einer kleinen Schaar muthiger Männer die Freiheit zu erlangen; vergebens seyn würde. Dennoch schien ihr die Absendung des Briefes nöthig, um sowohl ihren gefälligen Freund, den sie schon die verflossene Nacht unter ihrem Gefängnisse bemerkt hatte, nicht vergebens warten zu lassen, als auf Margarethens und ihren eignen Verwandten Nachricht von ihrem Schicksal zu geben.

Sophiens glückliches Temperament, das in allen Lagen und Verhältnissen immer nur das Erfreuliche und Tröstliche aufzusuchen pflegte, und den geringsten Anschein von Hoffnung so

lange nährte, bis sie in derselben Beruhigung fand, sahe in der Gefangenschaft zu Sankt Felice mancherley, was ihr Veranlassung zu Hoffnungen und Mittel zum Troste ihrer kummervollen Gebieterin gab.

Man begegnete Margarethen hier mit grösserer Ehrerbietung als in Worms; die schönen Zimmer, in welchen sie sich befand, wurden nur durch eiserne Gitter vor den Fenstern einem Gefängnisse ähnlich; auch war es den Gefangenen vergönnt, in dem Hofe des Schlosses, von welchem sie einen Theil bewohnten, frische Luft zu schöpfen, und mit ihren Begleitern unter den Citronenbäumen zu rasten, die sich in dem Hofe befanden; und es war nicht wie zu Worms ihren Hütern verboten, mit ihnen zu sprechen.

Für Margarethen, die sich jezt ausschliessend mit dem Gedanken ihrer Kinder beschäftigte, war das Sprechen ihrer Hüter wenig besser als Schweigen. Sie konnten ihr nicht sagen, was sie allein zu wissen verlangte; daß ihre Söhne durch Sankt Felice gegangen wären, — war alles, was ihre wiederholten Fragen erforschen konnten, und dies wußte sie ja schon längst. So lange sie in Worms gelebt hatte, blieb ihr Vertrauen auf die Versicherung des Schloßhauptmanns: daß sie für das Leben ihrer Söh-

ne nichts zu fürchten hätte; unerschüttert, jezt aber schien es sie ganz verlassen zu haben.

Warum — sprach sie zu Sophien — würde man mir den Aufenthalt meiner Söhne zu sorgfältig verbergen, wenn man mir einen andern nennen könnte als das Grab?

Und warum, gnädigste Frau — erwiederte Sophie — bietet sich Euch nicht eine Ursache dieser Verheimlichung dar, die weit wahrscheinlicher ist, als der fürchterliche Argwohn, mit welchem ihr Euch quält? Unfehlbar sucht der Kaiser zu verbergen, in welchem Kerker Ihr seufzet, und in welchem Eure Söhne klagen, damit Eure Freunde keinen Versuch machen können, Euch oder sie zu befreyen. Aus einem ähnlichen Grunde trennt er Euch wahrscheinlich auch, weil auf diese Art sowohl die Ausforschung Eures Aufenthaltes, wie Eure Befreyung selbst, schwerer wird, als wenn Ihr Euch alle in einem Kerker befändet. Doch meine Gebieterin sey getrost, denn gewiß wird der Kaiser selbst ihr bald den Kerker öfnen! Zeigt nicht alles rings um Euch, daß ihn jetzt mildere Gesinnungen gegen Euch beleben, als da Ihr noch im Kerker zu Worms schmachtetet?

O, meine Sophie — bewies Margarethe, wie wenig der Trost ihrer Dienerin auf sie wirkte — ich fürchte diese Bequemlichkeit, die

se Vorzüge, durch welche sich unser jetziges Gefängniß von jenem zu Worms auszeichnet, sind die einzige Wohlthat, die ich mir von der Härte des ungerechten Kaisers versprechen kann. Bange Ahndung sagt es mir, daß für mich keine Erlösung aus diesem Kerker ist. Friedrich brachte mich hieher, um meinen Namen aus dem Gedächtnisse der Deutschen zu tilgen, und um versichert zu seyn, daß niemand ihm das Opfer entreissen kann, das er dem ungerechtesten Argwohn schlachtet. Meinen vorangegangenen Söhnen bald nachzufolgen in das Reich der Schatten — dies, meine Sophie, ist die einzige Hofnung, die mir Trost gibt.

Lange strebte Sophie vergebens, ihrer Gebieterin andern Trost zu geben, lange mußte sie sich bemühen, das Fünkchen der Hoffnung des Lebens ihrer Söhne, welches mütterliche Liebe in Margarethens Busen entzündete, zur wohlthätigen Flamme anzufachen, ehe sie nur einigen Erfolg ihres rastlosen Bestrebens bemerkte.

Unterdessen Margarethe in dem Kerker zu Sankt Felice ihre Tage verjammerte, war Kaiser Friedrich mit seinen Gästen zu Worms fröh-

lich und freute sich in Isabellens Armen, des schönen Looses, das er gezogen hatte.

Im fortdaurenden Rausche der Freude, der mehrere Tage an einander kettete, erinnerten sich die Bürger zu Worms Margarethens nicht, welche sie überhaupt nicht so lebhaft beschäftigte, seit sie aufgehört hatte, der Gegenstand der Gespräche des Schloßhauptmanns und seiner Diener zu seyn. Zuweilen gedachte zwar wohl ein Mitleidiger der leidenden Königin, wenn er dem Platze vorüber ging, wo Margarethens Kerker war, aber seine Empfindung stand den frohen Gefühlen der Menge so sehr entgegen, um sich weit zu verbreiten.

Der Kanzler de Vineis war der einzige, der den Kaiser an Margarethen erinnerte; aber auch er schwieg, als der Kaiser unwillig wurde, daß er seinem Gedächtniß etwas zurückrief, was ihn in dem Genusse seiner Freude störte. Jetzt erst sagte ihm der Kaiser, daß Margarethe zu Sankt Felice lebte, und setzte hinzu, daß die Art ihrer Gefangenschaft zu milde Strafe für ihr Verbrechen wäre.

Aehnlichen Erinnerungen, wie er von seinem Kanzler erhalten hatte, auszuweichen, ging er von Worms nach Mainz, wohin er eine Reichsversammlung betagt hatte, vor ihr über das Schicksal seines Sohnes und der Gattin

und Kinder desselben zu entscheiden. Er machte den versammelten Fürsten das Verbrechen derselben kund, sprach viel von dem Schmerze, welchen es ihn, den Vater, kostete, jetzt ein so strenger Richter seyn zu müssen, wie des Reichs gemeinsames Bestes erheische, und beschloß seine Rede damit, daß er seinen Sohn feierlich der königlichen Würde entsetzte.

Heinrich hatte immer unter den Reichsfürsten wenig Freunde gehabt, weil er mit vielen unter ihnen oft in dem Tone gesprochen hatte, der den Erzbischof Engelbert von ihm entfernte, und weil er ihrem Rathe weniger zu folgen pflegte, als dem Rathe der geheimen Diener des Pabstes, die sich bey ihm befanden, ihn mit seinem Vater zu verzwisten, und das ganze Reich zu verwirren suchten. Durch sein Verfahren gegen den Herzog von Bayern hatte er das Mißtrauen der Fürsten noch mehr aufgeregt, daher sich jetzt keiner seiner annahm. Von ihren Gemahlinnen aufgefordert sprachen zwar der Markgraf von Meissen und der Herzog von Braunschweig für seinen Vortheil, allein nur wenig laue Worte, die der Sache Heinrichs keine andere Wendung geben konnten. Der Herzog von Oesterreich, der sich thätig für ihn würde verwendet haben, war auf dem Reichstage zu Mainz nicht gegenwärtig, weil ihn das auf-

glimmende Mißvergnügen in seinem Lande zurück hielt.

Unmittelbar nach dem geschlossenen Frieden mit dem Könige von Ungarn hatte Herzog Friedrich einige der ersten Anführer seines Heeres ihrer Würden entsetzt, um sie für die Treulosigkeit zu bestrafen, der sie sich in Ungarn gegen ihn schuldig gemacht hatten. Diejenigen, welche dieses Loos traf, waren aus den vornehmsten Häusern in Oesterreich, dagegen die Männer, die er zu den Stellen der Entsetzten erhob, aus niedrigerm Stande waren. Ohne Rücksicht auf die Geburt sahe Friedrich nur auf wahres Verdienst, und gab diesen Männern die erhabensten Posten, mit der vollen Ueberzeugung, daß sie denselben nicht so wenig Ehre machen würden, als ihre Vorgänger. Dennoch fand seine Wahl keinen Beyfall, denn der Stolz vieler Grafen und reicher Bannerherren empörte sich, Männern gehorchen zu müssen, die zum Theil ihre Lehnsträger waren. Dieß gab die erste Veranlassung zur Unzufriedenheit in Oesterreich, zu welcher sich bald mehrere Gründe gesellten.

Der Vorrath in Friedrichs Schatzkammer reichte bey weitem nicht hin, die grosse Summe zu bezahlen, womit er von dem König Bela den Frieden zu erkaufen gezwungen war. Er

sahe sich daher genöthigt, alle Güter und Häuser in seinem Lande mit einer Steuer zu belegen, deren Bezahlung freilich vielen lästig wurde, weil sie noch an den Wunden bluteten, die ihnen der ungarische Krieg geschlagen hatte.

Besonders beschwerten sich die Kirchen und Klöster über Bedrückungen, denn auch sie mußten nach dem Willen des Herzogs einen Theil der Lasten tragen, die Friedrich auf die Schultern aller seiner Unterthanen legte. Er wurde gedrängt, von dem Könige von Ungarn mit einem neuen Kriege bedroht, viele der Geschützten verweigerten die Bezahlung der Auflagen — was konnte Friedrich sonst thun, als sie mit Strenge und Gewalt einfordern?

Doch erlaubt uns, theure Leser! Euch ein Gespräch des Herzogs mit seiner Mutter mitzutheilen, in welchem er sich gegen diese entschuldigte. Möget Ihr dann entscheiden, ob seine Entschuldigungen gültig waren! Uns liegt nur ob, getreulich zu referiren.

Theodore.

Noch einmal, mein Sohn, ein fürchterliches Ungewitter zieht sich über Deinem Haupte zusammen, wende es ab, da es noch möglich ist.

Friedr. Hat Euch vielleicht wieder ein Abt oder Ritter, der auch einen Beytrag zu den Donnerkeilen zu liefern gedenkt, mit seinen Beschwerden behelligt?

Theod. Der Abt zu Mölk war bey mir, klagte über die unerträgliche Last, die Du seinem Kloster aufgebürdet hättest, da es der Hülfe selbst so nöthig hätte um die Verwüstungen herzustellen, welche die Ungarn in seinen Gebäuden und auf seinen Aeckern anrichteten.

Friedr. (bitter) Hättet Ihr doch den ehrwürdigen Vater ermahnt, von denen Ersatz seines Schadens zu fordern, die mit Beute belastet aus Ungarn zurückkehrten, sich auf ihren festen Schlössern des reichen Gewinns freuten, und der Klagen nicht achteten, die aus rauchenden Klöstern und brennenden Hütten der Landbewohner, angezündet von den Rotten der Ungarn, zu ihren Bergvesten empor drangen. Diese Verräther waren es, die mittelbar ihr Vaterland verheerten! Ich verzieh ihnen, behandelte sie so mild, als von wenigen an meiner Statt würde geschehen seyn, und nun lohnen sie mir mit beyspiellosem Undank.

Theod. Traurig nur für Dich und für Dein ganzes Land, daß so Vielen gerechte Beschwerde gilt, was Du Undank nennst!

Friedr. Ich weis es schon, Mutter, daß auch Ihr unter diese Viele gehört.

Theod. Ein Vorwurf, der mich kaum zur Hälfte trift. Beystimmen muß ich denen, die über Dich klagen, wenn sie Deinen Krieg mit Ungarn eine ungerechte Fehde nennen —

Friedr. (sie unterbrechend) O Mutter, es sind gewiß wenige Kriege so gerecht, als dieser war! Habt Ihr vergessen, daß ich durch ihn nur einem Angriffe des Königs Bela zuvorkam. Und war ich wohl zu tadeln, daß ich den Aufforderungen so vieler Ungarn folgte, die mich zu ihrem Könige wünschten? Die Ungarn sind ein freyes Volk, und hatten gerechte Beschwerden über ihren König Bela. Schon gewohnt, sich in ihren Bedrängnissen an die Herzoge in Oesterreich zu wenden, suchten sie Hülfe bey mir; ich war willig, sie ihnen zu geben, und gewiß würden die Ungarn jetzt schon erkennen, daß sie keinen Unmündigen auf ihren Thron gehoben hätten, wäre mir nicht durch schändliche Verrätherey einiger raubgierigen Edeln die Krone entrissen worden, die ich mit wenig Mühe errungen haben würde.

Theod. Ich will Dir die Antwort, die ich Dir hierauf schon mehrmals gab, nicht wiederholen, damit Dein Blut nicht in noch grössere

Wallung kömmt, als die Erinnerung an die verlorne Krone ohnehin schon hervorbringt.

Friedr. (mit Wärme) Warlich diese weniger, als die Gedanken an den schändlichen Verrath der Vornehmsten meiner Lehnsleute und an den Undank, mit dem sie mir es vergelten, daß ich sie nicht nach Verdienst züchtige! Schien ihren strengen Begriffen von Gerechtigkeit der Krieg mit Ungarn ungerecht, warum sagten sie es nicht, als sie den Feldzug jauchzend mit mir anfiengen, oder dann, da sie an der gerechten Beute ihre Augen weideten? War das, was sie erbeuteten, gerecht erworbenes Gut, wie konnte der Krieg ungerecht seyn, der ihnen Gelegenheit gab, sich damit zu bereichern? Nein, es leidet keinen Zweifel, daß sie sich dieses Vorwandes nur bedienten, ihrer Flucht das Schändliche zu benehmen, das sie nach dem Urtheil des Unbefangenen hat.

Theod. Wie in dem meinigen. Aber wozu, mein Sohn, jetzt zurückschweifen in die vergangene Zeit, da die Gegenwart unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert?

Friedr. Gewiß würde dies nicht der Fall seyn, wenn sich meine Unterthanen mehr mit der ersten beschäftigen. Sie würden dann schweigen, und sich mit mir verbinden, um eine Last

abzu-

abzuwälzen, welche der Verrath einiger unter ihnen auf ganz Oesterreich wälzte. Ohne diese Treulosigkeit wäre gewiß der Sieg mein gewesen, und Ungarns Schätze würden jetzt den Wohlstand in Oesterreich vermehren, statt daß wir nun gezwungen sind, mit den unsrigen die Wuth des Barbaren Bela zu versöhnen. Doch laßt uns annehmen, daß der Krieg mit Ungarn wirklich ungerecht, und nur eine Folge meines Strebens nach einer königlichen Krone gewesen wäre; könnte selbst dann mein Volk zu den Klagen berechtiget seyn, und zu der hartnäckigen Widerwärtigkeit gegen die Schatzung, mit der ich es, von Noth gedrängt, beschweren muß? O Mutter, wenn Ihr gerecht seyd, so müßt Ihr Nein antworten. Ich hätte gefehlt, fehlte aber die Hälfte meines Volks nicht noch gröber, da Treulose sich zum Aufruhr gegen mich verbanden, und das Erbe meines Vaters mir zu entreissen trachteten? Ich verzieh den Verbrechern, steuerte der allgemeinen Noth, soviel ich es vermochte, und half selbst denen, die kurz zuvor ihr Schwerd wider mich gezogen hatten. Nicht um mich mit meinen Thaten zu brüsten, sondern nur zur Rechtfertigung meines jetzigen Verfahrens erlaubt mir die Erinnerung: ob wohl der Abt zu Mölk und mehrere seiner geistlichen

Brüder ihres Leichnams jetzt so gemächlich pflegen könnten, hätten nicht meine Spenden, nach der glücklichen Stillung des Aufruhrs, ihre Gotteskasten gefüllt? Dies haben sie vergessen, und wollen solchen jetzt, da ich ihrer Hülfe bedarf, nicht öffnen; handle ich ungerecht oder tyrannisch, daß ich meine Kriegsknechte über die Geizigen schicke, das Schloß, welches ihren Mammon verwahrt, mit den Schwerdtern zu zersprengen?

Theod. Machte ich dir jemals diesen Vorwurf? Nein, mein Sohn, Du entfernst Dich nur von dem Rathe der Klugheit, der die Strenge, mit welcher Du verfährst, verbeut, wenn schon Gerechtigkeit sie nicht tadeln kann.

Friedr. Aber dringt mich nicht unvermeidliche Nothwendigkeit? Fürwahr, Bela wird nicht fragen, ob meiner Unterthanen Gemächlichkeit und Geitz die Summe mir bewilliget hat, die ich ihm nächstens zahlen muß. (heftig) Mutter, ich kann es nicht verhindern, daß Unwille meine knirschenden Zähne zusammenschlägt, so oft mich der Gedanke foltert, daß feige Verräther die Schmach über mich gebracht haben, einen Frieden erkaufen zu müssen, den ich durch mein Schwerd gewiß glorreicher würde erfochten haben. Friedrich von Oesterreich mußte den Zorn Bela des Vierten mit Gelde versöhnen,

zur Demüthigung und gerechten Strafe, daß er aus Eroberungssucht einen ungerechten Krieg mit ihnen begann — wird vielleicht mancher Mönch in die Chronik seines Klosters schreiben, und meinem Namen einen Schandfleck andichten, von dem die Nachwelt nicht wissen kann, ob er Wahrheit oder Lüge ist.

Theod. Darum, mein Sohn, hüte Dich, daß dieser Nachricht in den Chroniken der Klöster die Klage nicht beygesetzt wird: er erpreßte von unserer Armuth einige Mark löthigen Silbers, das etliche Brüder unsers Konvents gesammelt hatten, zur Linderung der Noth der bedrängten Christen im Morgenlande ihr Scherflein beyzutragen.

Friedr. Glaubt Ihr wohl, Mutter, daß Bela sich um meinen Nachruhm bekümmern, aus Rücksicht auf ihn mir eine längere Frist zur Zahlung stellen wird? Ihr wisset, wie ich Euren Rath oft so vortreflich fand, und wie ich ihn dann freudig und dankbar benutzte, aber — verzeiht meine Aufrichtigkeit — jetzt kann ich ihn in Wahrheit nicht für so weislich erkennen, als ich ihn oft bewunderte.

Theod. Gebe Gott, mein Sohn, daß Du es nicht zu spät erkennst, wie wohl Du Dich

auch jetzt bey der Befolgung desselben würdest befunden haben.

Friedr. Sonderbar, daß ich jetzt Euren Blick schärfen muß, da er doch sonst so hell ist! Genauere Prüfung wird Euch beweisen, daß Klugheit mir die Handlungsweise vorschreibt, die ich bisher befolgt habe, und daß die Strenge, zu welcher ich mich, fürwahr wider meinen eigenen Willen, zwingen muß, wohlthätig für meine Unterthanen ist. Nach ihren Kräften verlange ich von ihnen einen Beytrag zu den allgemeinen Bedürfnissen, ihrer ganzen Habe würden aber viele verlustig werden, wenn ich die festgesetzte Frist nicht einhielte, und Bela ließe denn die Rotten seiner Räuber wieder in mein Land strömen, damit sie den zehnfachen Werth der Summe raubten, deren Bezahlung ich ihm verweigerte.

Theod. Warum aber siehst Du nur auf den König von Ungarn, nicht auf den Kaiser, der sich, seit der unglücklichen Zeit, wo Du Dich zur Verbindung mit seinem aufrühriscben Sohne verirrtest, noch mehr wie Bela, als Dein Feind beweist.

Friedr. Auf einmal von zwey Gefahren bedroht muß man der größten und gewissesten unter ihnen auszuweichen suchen, und der kleinern nicht achten, wenn man auf dem nemlichen We-

ge, der uns von jener entfernt, dieser nicht zugleich entrinnen kann. Nach diesem Grundsatze handle ich, voll Hoffnung, daß der Kaiser nicht auch gegen mich so ungerecht verfahren wird, wie er gegen meine Schwester that. Geschähe es aber dennoch; so hoffe ich, mit höhern Beystande, auch diese Gefahr durch Muth und Klugheit zu besiegen.

Ohne Abänderung verfuhr Herzog Friedrich streng gegen alle, welche die Entrichtung der Schätzung verweigerten, die er von ihnen verlangte. Hierdurch wurde er zwar in den Stand gesetzt, zu festgesetzter Zeit die Kaufsumme für den Frieden an den König von Ungarn zu bezahlen, dagegen wurde aber das Murren seiner Unterthanen gegen ihn immer allgemeiner.

Hierbey wurde nicht weniger Kabale gespielt als ehedem gegen den römischen König, um ihn zur Empörung wider seinen Vater zu entflammen. Anhänger des Pabstes suchten den Plan des Grafen von Rapperswyl auszuführen, und den mächtigen Herzog von Oesterreich von der Parthey des Kaisers zu trennen. Nur für ihren eigenen Vortheil besorgt, hielt sie die Erinnerung: daß sie ein blühendes Land

verwüsten und Tausende seiner Bewohner dem Tode oder dem Elende überliefern würden; nicht von der Gemäßhandlung ihrer frevelhaften Absichten zurück.

Dem äussern Schein nach bildeten die fremden Unruhstifter in Oesterreich zwey verschiedene Partheyen, die aber im Geheim so innig verbunden waren, wie ihre Vereinigung zu gleichem Zwecke erforderte. Die eine dieser Partheyen bemühte sich, das glimmende Feuer der Empörung zur lodernden Flamme anzufachen; die andere arbeitete bey dem Herzoge für die Befestigung des Entschlusses; seine für nöthig erkannte Strenge nicht zu mildern. Unerschüttert in seinen Entschlüssen, bedurfte Herzog Friedrich dieser Anfeuerung nicht, daher diejenige Parthey der Unruhstifter, die auf ihn wirken sollte, Anfangs weniger Beschäftigung fand, als ihre Brüder, die unter dem österreichischen Volke Aufruhr predigten.

Es war den österreichischen Edeln, die einst bey der Annäherung der ungarischen Vorhut die Flucht genommen hatten, nicht verborgen geblieben, daß der Herzog zuweilen äusserte: er hätte sie zu gelind gestraft. Die Furcht: daß sie vielleicht in der Folge grössere Strafe treffen möchte; bemächtigte sich ihrer, und einmal an ihrem Landesfürsten zu Verräthern geworden,

beschlossen sie ihre Verrätherey vollkommen zu machen, weil sie nur hierdurch der gerechten Rache desselben würden entgehen können. Sie setzten eine Klagschrift gegen ihren Herzog auf, sendeten sie an den Kaiser, und verlangten von ihm, an Friedrichs Stelle, einen andern gerechten und mildern Regenten; ein Verfahren, welches sie nicht würden gewagt haben, wenn ihnen nicht des Kaisers Haß gegen ihren Herzog bekannt gewesen wäre.

Erwünscht kam dem Kaiser das Klagschreiben der österreichischen Edeln, weil es ihm Gelegenheit gab, dem Aufrufe des Zorns zu folgen, der ihn schon seit langer Zeit wider den Herzog von Oesterreich erbitterte. Ohne Verzug entbot er den Verklagten vor den Reichstag zu Augsburg, sich daselbst vor kaiserlicher Majestät und den versammelten Fürsten von den angeschuldigten Unthaten zu rechtfertigen.

Die Unruhstifter in Oesterreich waren von dem Inhalte des kaiserlichen Schreibens an den Herzog schon benachrichtiget, ehe es noch in Wien eintraf, und gaben sich alle Mühe, vermittelst desselben eine Wirkung hervorzubringen, wie ihre Absicht sie erheischte. Im Geheim streuten sie aus: der Kaiser hätte in Italien seinen Enkel hinrichten lassen, und beschäftigte sich jetzt damit, Margarethen und dem Herzo-

ge von Oesterreich ein ähnliches Schicksal zu bereiten.

Das Schreiben, welches er um diese Zeit von seiner Schwester, durch Sophiens Bruder, erhalten hatte, schien den Verdacht gegen den Kaiser, den man in ihm aufzuregen suchte, zu bestätigen, und bewog ihn zu dem Entschlusse: nicht nach Augsburg zu gehen, wohin ihn der Kaiser wahrscheinlich nur gefordert hätte, ihn seiner Rache aufzuopfern. Nach dem Ausspruche seines Gewissens erkannte sich Friedrich für schuldiger, als seine Schwester; diese hatte des Kaisers verzehrender Zorn getroffen — konnte sich Friedrich ein besseres Loos versprechen, oder Schonung von einem erzürnten Monarchen, dessen Grimm gegen ein schuldloses Weib so heftig wüthete.

Friedrich erschien also nicht vor dem Reichstage zu Augsburg. Wiederholt forderte ihn der Kaiser in andere Städte vor Gericht, und fügte zugleich seinen Forderungen Drohungen bey, durch nichts konnte aber der Herzog bewogen werden, dem Rufe des Kaisers zu folgen, denn zu unüberwindlich war sein Mißtrauen gegen denselben, um sich selbst in seine Gewalt zu liefern. Oft beschwor ihn Theodore, den Zorn des Kaisers nicht auf den höchsten Grad zu reizen, aber mit der Versicherung: daß er diesen

schon erreicht hätte; verband Friedrich die Bitte an seine Mutter: ihn nicht länger zu einer Handlung überreden zu wollen, die seiner Ueberzeugung genau entgegenstände.

Verfolgt mich des Kaisers Zorn bis in mein Land — setzte er hinzu — so kann ich ihm hier eher ausweichen, oder mich ihm dreust entgegen stellen, welche Hoffnung: ihm zu entrinnen, bliebe mir aber wohl übrig, wenn ich vor einem Richter träte, der zugleich Parthey ist, und in seinem Gerichte Beysitzer hat, von denen die wenigsten meine Freunde sind? Lauern nicht viele von ihnen auf den Ausbruch von dem Zorne des Kaisers, um sich auf meine Kosten bereichern zu können?

Der Kaiser hatte den Herzog von Oesterreich mit der grossen Acht bedroht, und Theodore erfuhr von einem Freunde an dem Hoflager des erstern, daß er diese Drohung bald erfüllen würde. Verloren glaubte sie nun ihren Sohn, und bot noch einmal ihre ganze Beredsamkeit auf, ihn zum Nachgeben gegen die Uebermacht des Kaisers zu bewegen. Als sie alle ihre Mühe vergebens sahe, entschloß sie sich mit Gertruden, ihrer jüngsten Tochter, die einzige, welche sich noch bey ihr befand, den Schrecknissen zu entfliehen, die sich bald über das unglückliche Land ihres Sohnes verbreiten würden.

Vorher schon war Theodore durch die fortdaurenden Fehden bewogen worden, ihr liebes Hainburg mit Judenburg zu verwechseln, jetzt glaubte sie auch diesen Wahnsitz verlassen zu müssen, und flohe nach Böhmen zu dem König Wenzel; ein Schritt womit Friedrich unzufrieden war, weil er wußte, daß der König von Böhmen unter seinen Feinden einer der ersten seyn würde. Bald nach ihrer Flucht brach das Ungewitter aus.

Kurz vor seiner Abreise nach Italien, wohin ihn die Bewegungen der Städte des lombardischen Bündnisses riefen, erklärte der Kaiser den Herzog von Oesterreich in die grosse Acht, und übertrug die Vollziehung derselben allen deutschen Nachbarn des österreichischen Landes. Der König von Böhmen, die Herzoge von Bayern und Kärnten, und fünf mächtige geistliche Fürsten überschwemmten Oesterreich und Steyer mit ihren Kriegsheeren.

Wir, theure Leser! wollen sie nicht begleiten, sondern Euch zurück nach Italien führen, und in das Gefängniß, wo sich Margarethe von dem Leben ihrer Söhne noch immer mit unbestätigter Hoffnung schmeichelte.

Margarethens glückliche Gabe, jeden für sich einzunehmen, oder vielmehr die Allgewalt, mit welcher sich jeder zu ihr hingezogen fühlte, oder Gelegenheit hatte, eine Zeit lang Zeuge ihrer bewundernswürdigen Sanftheit und stillen Ergebung in ihr trauriges Geschick, und ein Beobachter der Aeusserungen ihres himmlisch guten Herzens zu seyn, bewies sich auch im Kerker zu Sankt Felice.

Azzo von Tiepoli, der Kastellan des Schlosses, in welchem Margarethe verwahrt wurde, bewies sich gegen sie nicht minder gefällig und theilnehmend, als vordem der Schloßhauptmann zu Worms. Sophie zauberte daher oft durch die Hoffnung: seine Begriffe von Treue gegen seinen Herrn weniger streng zu finden, als sie an jenem tadelte; ihrer Einbildungskraft schöne Träume von naher Befreyung und Wiedervereinigung mit ihren Lieben in Oesterreich vor.

Sie zögerte nicht, ihrer Gebieterin mitzutheilen, wodurch sie selbst Trost und Beruhigung erhielt, aber Margarethe sehnte sich jezt weniger nach Freiheit, als sie Nachricht von ihrem Gemahl und ihren Söhnen zu erhalten wünschte. Oft war sie schon im Begriffe gewesen, den Kastellan zu bitten: daß er zu

erforschen suchen möchte, waran ihre Ruhe hinge: doch die Besorgniß: ihren Lieben durch ihre Nachforschung zu schaden; hielt ihre Ungeduld lange zurück, bis sie sich nach und nach überzeugte, daß Azzo ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, und sich gewiß eifrigst bestreben würde, ihrer Sehnsucht baldige Befriedigung zu verschaffen.

Mit Aeusserung der lebhaftesten Theilnahme hörte Azzo den Klagen zu, die sich einst in seiner Gegenwart aus Margarethens Busen hervorpreßten, und sahe die Thränen, die dem Andenken ihres Gemahls und ihrer Söhne reichlich flossen. Die Besorgniß für das Leben der letztern, welche die unglückliche Mutter schon so oft gequält hatte, kehrte zurück, da sie mit Azzo sprach; im Tone vollkommener Ueberzeugung versicherte ihr aber dieser, daß sie sich ohne Noth mit dieser Furcht quälte.

Der Zorn unseres gnädigen Herrn — sprach er — greift weit um sich, überschreitet vielleicht auch zuweilen die Gränzen strenger Gerechtigkeit, aber gegen sein eignes Blut wird er ihn nie zum Tyrannen machen. Hart beleidigte ihn Euer Herr und Gemahl, doch wird er diese Beleidigung nie durch den Tod desselben rächen, noch vielweniger sie auf diese

Art an seinen schuldlosen Kindern bestrafen. Die Prinzen, Eure Söhne, leben, und befinden sich mit Euch in einem Lande, aber in welcher Stadt, oder in welchem entlegenen Schlosse — dies, gnädigste Frau, haben meine Nachforschungen nicht ergründen können. Ich habe dem Laufe ihrer Reise nachgespürt, aber am Ende verwirrt sie sich, und ich habe nur erspähen können, daß in Apulien das Ende desselben war.

Ist denn aber Apulien so groß — erwiederte Margarethe — daß man Personen, von deren Aufenthalt in seinen Gränzen man versichert ist, nicht sollte aufsinden können?

Vergesset nicht, gnädigste Frau — antwortete Azzo — daß man in der kleinsten Stadt vor allen andern Menschen verborgen bleiben kann, wie viel eher in einem Lande, das so groß ist als unser Herzogthum! So wie mir und meinen Dienern, ist unfehlbar den Hütern der Prinzen bey Lebensstrafe verboten; den Aufenthalt derselben irgend jemand zu verrathen, und so können sie vielleicht in geringer Entfernung von uns leben, ohne daß es meinen Nachforschungen kund wurde, rastlos will ich sie aber fortsetzen, vielleicht daß sie entdecken, was Eurem Herzen so nahe liegt.

Einige Monate hatte Azzo der Erfüllung dieses Versprechens seine ganze Thätigkeit gewidmet, aber noch immer erfuhr Margarethe nicht von ihm, wonach sie, beynahe so oft sie ihn sahe, ängstlich fragte. Anfangs zweifelte sie an dem Eifer des Kastellans, nun aber, da zuweilen aus den Blicken und Reden desselben eine gewisse Verlegenheit und ein Bestreben, Ihr etwas Unangenehmes zu verbergen, hervorleuchtete, verwandelten sich jene Zweifel in die Furcht: daß seine Nachforschungen weniger Trostvolles für sie erfahren hätten, als ihre Hoffnungen, von ihm belebt, bisher sich schmeichelten.

Wie gewöhnlich vergrösserte sich ihre Furcht, je mehr sie sich mit derselben beschäftigte. Durch sie geleitet erschuf sich ihre Einbildungskraft erschütternde Schreckbilder, die ihr die geliebten Söhne bald mit dem Tode ringend, bald schon in dem Grabe darstellten, Ihre Gegenwart blieb dem Kastellan nicht lange verborgen, sie entdeckte ihm ihre Furcht, und forderte ihn auf, ihr nicht länger zu verbergen, was ihr sein zweydeutiges Betragen bisher und seine finstern Blicke schon längst verrathen hätten.

Bey seiner ritterlichen Ehre und bey allem, was ihm heilig war, versicherte Azzo Margarethen, daß sie sich mit selbstgeschaffner Pein quäl-

te, und seinen Unmuth unrichtig gedeutet hätte, denn erzehlte er ihr die Geschichte eines Freundes von ihm, die wir aber hier nicht mittheilen wollen, um uns nicht zu lange von Margarethen entfernen zu müssen. Es sey Euch, theure Leser! genug, wenn wir Euch versichern, daß diese Geschichte wirklich so traurig war, daß Margarethe die Versicherung des Kastellans: Trauer um seinen Freund habe seinen Blick getrübt; nicht bezweifeln konnte, ohne zugleich die Wahrheit der mitgetheilten Geschichte zu bezweifeln. Wirklich hatte Furcht schon so viel Raum in ihr gewonnen, daß beyde Zweifel in ihr emporstiegen.

Wäre das, was Ihr mir sagtet — sprach sie zu Azzo — etwas mehr als Erdichtung, von Eurer Gefälligkeit zu meinem Trost ersonnen, warum würdet Ihr mir es nicht längstens entdeckt haben, um dem Argwohn vorzubeugen, dessen Entstehung Ihr so leicht vermuthen konntet?

Blos um ihn nicht anzufachen, schwieg ich bisher — antwortete Azzo — Ich fürchtete, daß Ihr mir nicht glauben möchtet, was ich nun auch bestätigt finde und bemühte mich deshalb, meinen Gram ganz vor Euch zu verbergen. Ich weis, wie scharf der Blick eines Leidenden ist, wie durchdringend er andere Unglücksgefär-

then durchschauet, und würde daher die Unmöglichkeit einer Täuschung sogleich eingesehen haben, hätte ich nicht geglaubt, des Zwanges, den ich mir auflegte, nicht lange nöthig zu haben. Ich hoffte, Euch bald den Ort nennen zu können, wo die Prinzen, Eure Söhne, leben: und wäre meine Hoffnung erfüllt worden: so hätte ich dann dem Schmerze um meinen unglücklichen Freund ungestört nachhängen können, ohne den Argwohn in Euch aufzuregen, der Euch nun beruhigt.

Margarethens Argwohn verschwand nicht so schnell, wie er entstanden war; nur nach und nach entfernten ihn des Kastellans wiederholte Versicherungen: daß sein Unmuth nicht Folge seiner Forschungen nach den Prinzen wäre; verbunden mit dem tröstlichen Zuspruch Sophiens. Durch die Zeit reiften Margarethens Wünsche wieder zu Hoffnungen, die sie bald weniger lebhaft beschäftigten.

Azzo von Tiepoli zeigte den lebhaftesten Eifer für Margarethe, und war in seinen Versuchen: den Aufenthalt ihrer Söhne zu erforschen; so unermüdet, als in den Bemühungen, sie aufzuheitern, und ihre Lage zu verbessern, so viel seine Kräfte und die Befehle, die er von dem Kaiser erhalten hatte, erlaubten. Gleich bey

ihrer Ankunft zu Sankt Felice hatte Margarethe sein lebhaftestes Mitleid rege gemacht, ob er gleich damals nur die gefangene Königin in ihr sahe.

Es liegt, wo wir nicht irren, im Gange der menschlichen Empfindungen, daß unser Mitleiden gegen Unglückliche sich verstärkt, je höher die Stufe ist, von welcher sie herabfielen, und je seltner Personen, ihnen gleich an Stande, Gegenstände unsers Mitleids werden. Ein unglücklicher König rührt uns mehr als ein unglücklicher Bettler. Dieses starke aber allgemeine Mitleid war es, das Azzo für Margarethen fühlte, so bald sie eine Bewohnerin des Schlosses wurde.

Einer ihrer Begleiter, Azzo's alter Freund und Waffengenosse, erzählte ihm, was er in Deutschland von Margarethens so wahrscheinlicher Unschuld gehört hat. Azzo beobachtete die Königin; glaubte in allem, was sie that, Bestätigung der Nachricht seines Freundes zu finden, und sahe nun bald, nicht blos die unglückliche Königin; nein, auch die unschuldig Leidende in ihr, wodurch sein Mitleid und sein Eifer; Margarethens Leiden zu mildern; stufenweise eine so seltene Wärme erreichten, daß er mit ei-

gener Aufopferung für das Beste der unglücklichen Königin zu arbeiten beschloß.

Hier scheint es uns der schicklichste Ort, unsern Lesern die wahre Ursache des Mißmuths und der Verlegenheit zu sagen, die Margarethe für Folgen von Azzo's Theilnahme an dem Unglück ihrer Kinder hielt, und Azzo selbst ein Opfer nannte, das er einem leidenden Freund brächte.

Kurz nach dem Reichstage zu Mainz und einige Monden früher, ehe ihn die Fortschritte der lombardischen Städte aus Deutschland nach Italien riefen, entnahm Kaiser Friedrich seinen Sohn der Haft, in welcher ihn der Herzog von Bayern bisher gehalten hatte, um ihn nach Apulien zu senden, wo ihn ein Kerker bis an seinen Tod verschließen sollte. Gefesselt und in einer verschlossenen Sänfte wurde Heinrich, begleitet von einer auserlesenen Schaar treuer Kriegsmänner, so geheim von Deutschland nach Italien gebracht, daß er sich schon längst an dem Orte seiner Bestimmung befand, als man ihn noch allgemein in der Verwahrung des Herzogs von Bayern glaubte.

Noch nöthiger, als bey seiner Gemahlin und bey seinen Kindern, dünkte dem Kaiser, bey dem entsetzten römischen Könige Vorsicht und Verborgenheit. Die Italiener, immer zum Aufruhr geneigt, und ein Hinblick auf den Pabst, der eben jetzt angefangen hatte, seine Unternehmungen wider den Kaiser weniger unter dem Schleyer des Geheimnisses zu verbergen, als er seit dem Frieden zu Sankt Germano für gut befand, bewogen ihn hierzu. Er fürchtete, daß sich eine Parthey für Heinrichen erklären mögte, und um dies zu verhindern, schien ihm die Verbergung seines Aufenthaltes und die Vestigkeit des Schlosses, in welches er ihn kerkern wollte, gleich nöthig.

Sankt Felice empfahl sich ihm sowohl durch seine Lage als durch die Wichtigkeit seiner Vestungswerke, nur war es seinem Plane zuwider, Heinrichen in eine Vestung zu kerkern, wo sich schon seine Gemahlin befand. Er blieb eine Zeitlang unentschlossen, und bediente sich zuletzt, wie er in solchen Fällen gewöhnlich pflegte, des Rathes seines Hofastrologen, der aber die Frage des Kaisers so unwichtig fand, daß er nicht für nöthig hielt, die Sterne um ihre Entscheidung zu fragen, und sich ohne Zögern für Sankt Felice erklärte, weil seine Schlauheit in den

Blicken des Kaisers den Wunsch las, daß er für diese Vestung entscheiden mögte. Heinrich wurde also nach Sankt Felice gebracht, und der Aufsicht Azzo's von Tiepoli übergeben.

Mit einem Diener wurde Heinrich in ein Gefängniß geschlossen, in welches nach den Befehlen des Kaisers nur Azzo selbst gehen durfte; streng war es diesem verboten worden, Margarethens Aufenthalt zu Sankt Felice zu verrathen, noch einen strengern Befehl erhielt er jetzt in Absicht Heinrichs. Besonders wurde es ihm bey Lebensstrafe untersagt, gegen diese beyden Gefangenen selbst etwas davon zu äussern, daß sie einander so nahe wären.

Oft hatte Margarethe mit dem Kastellan von ihren Kindern gesprochen, seltner von ihrem Gemahl, worüber sie hoffentlich keiner unserer Leser tadeln wird, doch beschäftigte sie sich auch mit diesem so oft, daß sich der Kastellan von der unnennbaren Freude überzeugte, mit welcher sie das Wiedersehen ihres Gemahls beleben würde. Das Bild derselben schwebte seiner Einbildungskraft vor, so bald Heinrich seiner Aufsicht anvertraut wurde, das Verbot des Kaisers riß es aber bald von ihm weg.

Zu lebhaft hatte sich der theilnehmende Kastellan das Entzücken Heinrichs und Margarethens gedacht, wenn sie, durch ihn geführt, sich

in die Arme sinken würden, als daß der Wunsch: ihnen diese Seeligkeit und sich das süße Mitgefühl verschaffen zu können; nicht oft bey ihm hätte zurückkehren sollen, so sehr auch das Gebot des Kaisers der Erfüllung desselben entgegenstand. Schon entwarf er geheime Plane, wie er beyde Unglückliche zusammenführen wollte, ohne Entdeckung befürchten zu müssen, aber Heinrich selbst brachte ihn von diesem Gedanken zurück, weil er sich bald überzeugte, daß es Margarethen keine Beruhigung geben könnte, sondern ihren Kummer nur noch heftiger machen würde, wenn sie ihren Gemahl sähe.

Sein tiefer Fall hatte auf den unglücklichen Heinrich so sehr gewirkt, daß sein Verstand gelitten hatte, Abwesenheiten desselben, und Anfälle von wirklicher Raserey wechselten mit hellen Stunden ab, doch waren der letztern weniger als der ersten, in allen aber zeigte sich Heinrich als ein Gegenstand des Mitleids. Wenn er seines Verstandes mächtig war, quälte er sich selbst mit Vorwürfen über seine Unvorsicht: den bösen Rath einiger Unruhstifter befolgt zu haben; und über das Verbrechen, dessen er sich gegen seinen Vater schuldig gemacht hatte, wodurch er denn gewöhnlich die Anfälle von Raserey, oder die dumpfen Abwesenheiten des Verstandes zurückrief, die ihn kaum verlassen hat-

ten. Dann wurden seine Vorwürfe Verwünschungen, die selten ihn selbst, oft seinen tyrannischen Vater, noch öfter den Pabst, den Grafen von Rappersmyl und alle diejenigen trafen, welche Heinrichs Ehrgeitz erhitzt, Besorgniß für den sichern Besitz seiner Erbkönigreiche in ihm erweckt, und ihn durch beydes zur Empörung hingerissen hatten.

Einen jungen Mann, dessen Jugendblüthe die Leiden der letzten Tage noch nicht ganz hatten verzehren können, von dem man wußte, daß er listigen Anführern zum Opfer gefallen war, in dem schrecklichen Zustande zu sehen, von welchem wir Dir, lieber Leser, absichtlich nur einen leichten Umriß zeichneten, würde selbst Menschen von wenig Gefühl zum schmerzlichen Mitleid geschmolzen, und zu theilnehmender Traurigkeit aufgefordert haben; wie viel mehr mußten sich nicht beyde bey einem Manne zeigen, wie der gefühlvolle Azzo war? Mühsam verbarg er sie vor Margarethens Blicken, und ersann die vorgebliche Geschichte seines Freundes, damit er seinem Trübsinn eine Ursache unterschieben könnte, wenn Margarethe, wie er fürchtete, die Gegenwart desselben erspähen sollte.

Die Zeit, dieser Arzt aller Leidenden, linderte Heinrichs Uebel ein wenig. Seine Vernunft verließ ihn nicht mehr so oft, und seine Raserey

wurde weniger fürchterlich, nachdem er sich zwey Monden zu Sankt Felice befunden hatte; dennoch wurde des Kastellans Schmerz rege, so oft ihn sein Beruf in den Kerker des unglücklichen Königs führte. Noch nie war ihm die Ausübung seiner Pflicht und die Befolgung der Befehle des Kaisers so lästig worden, als jetzt. Er erhielt der Aufforderung zur Traurigkeit immer so viel, und wünschte doch sehnlich, heiter zu seyn, um Margarethen keine Veranlassung zu kümmernden Besorgnissen zu geben.

Vor Heinrichs Ankunft zu Sankt Felice war Azzo's einzige Sorge: Margarethen aufzuheitern, und das Gefängniß ihrer Söhne zu erforschen; jetzt verband sich mit ihr das Bestreben: sich der zwangvollen Lage zu entwinden, in welcher seine Ruhe litt. Auch hierbey dachte er mehr an Margarethen, als an sich selbst. Er suchte ihren Vortheil mit dem seinigen zu verbinden, wünschte derselben ihre Söhne wiedergeben, und sich selbst der traurigen Pflicht entledigen zu können: Heinrichs Hüter zu seyn.

Azzo's Mitleid äusserte sich auch gegen Heinrichen, doch freilich minder thätig, als gegen die Gemahlin desselben, da diese mehr dazu aufforderte als jener, obgleich er auf den ersten Anblick des Mitleids würdiger schien. Heinrich war ein Verbrecher, obschon ein großer Theil

seiner Schuld auf den Grafen von Rapperswyl und die Verbundenen desselben fiel, unschuldig litt hingegen Margarethe; er wüthete, erlaubte sich selbst in hellen Augenblicken Vorwürfe gegen seinen Vater, die von Verwünschungen wenig entfernt waren, und frevelndes Murren über das Schicksal, sie ertrug ihre Leiden mit beyspielwerther Geduld, klagte nie das Schicksal an, daß es ihr unverschuldet eine lastende Bürde aufgeladen hatte, und seufzte nur dann über die Härte des Kaisers, wenn ihre mütterliche Sehnsucht nach den entrissenen Söhnen allzu mächtig in ihr wurde, oder sie von den Besorgnissen um ihr Leben gequält wurde.

Dies und noch mehr gab Azzo's Mitleid für Margarethen eine Stärke, welche die jenem ähnliche Empfindung für ihren Gemahl nicht erreichen konnte; natürlich daher, daß sich seine Sorgfalt mehr mit ihr beschäftigte, und an der Entfernung Heinrichs aus Sankt Felice, wie an der Wiedervereinigung Margarethens mit ihren Kindern gleich eifrig zu arbeiten beschloß. Auch leitete ihn bey der Entwerfung des Plans, wodurch er beydes zu bewirken hoffte, die Ueberzeugung, daß der Kaiser seinem aufrührischen Sohne nie bewilligen würde, was die schuldlose Margarethe freilich eher erhalten konnte.

Es wurde sehr bald bekannt, wie zärtlich der Kaiser seine junge Gemahlin, die schöne Isabelle, liebte. Keine seiner vorigen Gemahlinnen hatte sein Herz so ganz besessen, doch blieb man zweifelhaft, ob man diesen Vorzug Isabellens allein ihrem Werthe beymessen, oder einen Theil desselben dem herannahenden Alter des Kaisers zuschreiben sollte. Wer für ihn eingenommen war, nahm nur den ersten Grund an, und wirklich berechtigte auch Isabelle zu dieser Vermuthung, da sie in sich Reize des Körpers und der Seele vereinigte.

Besonders gewann sie sich die Achtung und Verehrung Aller, die sie kannten, durch die Milde, mit welcher sie die Heftigkeit ihres Gemahls oft mäßigte, und Unglücklichen immer zu helfen bereit war. Viele, die sich an sie gewendet hatten, waren getröstet worden, wodurch in dem wackern Azzo die Hoffnung hervorgebracht wurde, daß auch Margarethe nicht vergebens Trost bey ihr suchen würde.

Den Plan, mit welchem er sich beschäftigte, zu vollführen, sollte Margarethe mit ihm gemeinschaftlich wirken, und die Kaiserin um Wiedervereinigung mit ihren Söhnen bitten, indem er selbst den Kaiser auffordern wollte, Heinrichen von Sankt Felice zu entfernen. Es wurde ihm nicht schwer, einen Vorwand zu sei-

nem Gesuch zu finden, der ihn zugleich dem Kaiser als einen für sein Bestes eifrig besorgten Diener darstellt.

Er beschloß, seinem Herrn zu melden, daß Heinrichs wildes Geschrey, bey seinen Anfällen von Raserey, den Bewohnern von Sankt Felice leicht seine Gegenwart entdecken könnte, weil er denn oft Namen ausrief, welche die Vorübergehenden ohne Mühe könnten ahnden lassen, wer der unbekannte Gefangene sey, der die Neugierde der Stadt schon einige Zeit beschäftigte. Diesem Eingange dachte er die Ueberzeugung folgen zu lassen, daß die Milde kaiserlicher Majestät ohne Zweifel nicht erlauben würde, den unglücklichen König in eines der unterirdischen Gefängnisse von Sankt Felice zu kerkern, aus welchen seine Stimme nicht zu den Vorübergehenden hervordringen könnte; und mit dem Rathe zu schliessen: den König in ein Gefängniß an einen andern Ort zu bringen, dem wenig Menschen vorüber giengen, und hierdurch die Gefahr, daß er entdeckt werden mögte, zu verhüten.

Sobald der Kastellan den Entwurf seines Plans vollendet hatte, machte er die Hälfte desselben, welche die Vereinigung der jungen Prinzen mit ihrer Mutter betraf, Margarethen bekannt. Nothleidende geben leicht auch dem ge-

ringsten Schein von Hoffnung Raum, welches bey Margarethen um so eher der Fall war, da der Kastellan durch mancherley Erzählungen von Beweisen, welche die Kaiserin Isabelle von ihrer Milde und Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen, schon gegeben hatte, Vertrauen auf die Hülfe derselben in ihr zu beleben wußte. Sophie verstand es zu verstärken; und freudig und mit hoher Hoffnung erfüllt ergriff Margarethe die Feder.

„Eure Milde, gnädigste Frau, — schrieb Margarethe — hat schon so vielen Nothleidenden Trost gegeben, so viele schon der Bedrängnisse entbürdet, unter deren Drucke sie seufzten, daß der Ruf derselben bereits in die Mauern eines Kerkers gedrungen ist, in welchem der Unglücklichsten eine ihr Lager mit Zähren benetzt. Es ist Margarethe, die sich Eure Tochter nennen würde, wenn sie nicht im Kerker lebte, jetzt aber es nicht wagt, weil Ihr sie wahrscheinlich nur als Verbrecherin kennt.

Ob ich diesen Namen verdiene? — Dies, gnädigste Frau, wird ein öffentliches Gericht entscheiden, das die Gerechtigkeit kaiserlicher Majestät noch über mich halten wird, ob es schon bis jetzt nicht geschah, und wo dann öffentliche, weltliche Richter mir das Zeugniß geben werden, das ich bis auf den heutigen Tag nur von dem

innern Richter erhalten konnte, der in meinem Busen laut und unbestechlich spricht. Könntet Ihr, erhabene Kaiserin, den Entschluß, über mich Gericht zu halten, bey dem Großvater meiner Söhne früher herbeyführen, als er ohne Eure Vermittelung entstehen mögte; o so bitte ich Euch, unterzieht Euch diesem Geschäft, wofür Eurer Güte von mir ewiger Dank werden würde! Doch dies ist nicht die Ursache, weshalb ich mit festem Vertrauen: nicht vergebens zu bitten; die Feder nahm, nein, meine Bitte heischt noch weniger.

Getrennt von meinem Gemahle und ohne Hoffnung, ihn jemals wieder in Freiheit zu sehen, sehne ich mich selbst minder nach diesem Gute, als wohl die mehresten Gefangenen; rastlos aber ringen meine Wünsche nach Wiedervereinigung mit meinen mir entrissenen Söhnen. Selbst noch nicht Mutter könnt Ihr, gnädigste Frau, nicht in ihrer ganzen Stärke, die Gefühle einer Mutter für ihre Kinder empfinden, vorstellen könnt Ihr sie Euch aber ohne Zweifel, wenn Ihr Euch von Eurem sanft empfindenden Herzen, das sich, wie tausend Zeugen rühmen, so freudig fremder Noth öffnet, leiten lasset.

O daß ich es Euch so lebhaft zu schildern vermögte, als die Ueberzeugung in mir lebt,

wie der zärtlichen Mutter alles fehlt, wenn sie sich ihrer Kinder beraubt sieht, und wie ihr dagegen das Leben an ihrer Seite, im Kerker wie auf dem Throne, Seligkeit gewährt! O wie unendlich, wie gluthvoll würde mein Dank seyn, wenn Ihr, gnädigste Frau, mir diese Seligkeit geben wolltet! Von dem Gefühl desselben und von Freude hervorgelockt, würden wohlthätige Zähren dieses Auge erquicken, dessen Thränenquell Kummer und folternder Schmerz längst schon ausgetrocknet haben, und jede dieser Zähren würde für Euch, die Schöpferin meiner Freude, Heil und Segen erflehen — und meine Kinder würde ich lehren, die Kaiserin Isabelle als ihre Wohlthäterin zu verehren, wenn es ihnen auch nie vergönnt werden sollte, sie, die Gemahlin ihres Großvaters, Mutter zu nennen!

Ich weis nicht, was der Kaiser, mein Herr, über meine Söhne beschlossen hat; sey es aber auch, was es wolle; so wird seine Milde mir doch gewiß die Wohlthat nicht verweigern; den Kerker mit ihnen zu theilen; oder er müßte mich für die Strafwürdigste aller Verbrecherinnen halten. Fürwahr, gnädigste Frau, ihrer Kinder beraubt zu leben, von ihnen so ganz nichts zu wissen, daß ihre Furcht sie schon oft unter den Todten argwohnt, ist für eine fühlen-

de Mutter qualvoller, als wenn sie sich in einem Kerker befände, wo ihre Hüter Befehl hätten, sie mit rastlosen Foltern zu peinigen.

Auf Euch, mildthätige Kaiserin, setze ich noch einzig meine Hofnung; sinkt auch sie dahin, so verliert mein Leben seine letzte Stütze. Noch einmal flehe ich, lasset mich Euch seine Erhaltung danken!"

Dieses Schreiben schloß Azzo in ein anderes von seiner Hand, in welchem er der Kaiserin eine Schilderung von Margarethen machte, die der Wahrheit so getreu war, als sie die Wärme bewies, mit welcher Azzo Margarethens Bestes wünschte und beförderte. Daß er es gewagt hatte, ihr Schreibegeräthe zu geben, war ein deutlicher Beweis seiner Ergebenheit für sie, welcher er mit Wagen eigener Gefahr diente, denn er handelte hierin dem Befehle des Kaisers zuwider. Doch sorgte er dafür, dieser Gefahr, die auch zugleich Margarethen betroffen haben würde, auszuweichen; hohes Vertrauen auf die Güte der Kaiserin Isabelle erfüllte ihn mit der Hoffnung: daß ihm sein Eifer für Margarethen keinen Nachtheil bringen würde.

Das Schreiben an den Kaiser, dessen Inhalt wir vorhin erwähnten, sendete Azzo durch einen vertrauten Diener ab, der mit fester Treue

eine Gewandtheit, versteckt zu handeln, verband. Ihm übergab er auch die Bittschrift an die Kaiserin, ihr dieselbe im geheim zu überliefern, und durch mündlichen Bericht von Margarethens Handlungsweise das Mitleid der Kaiserin gegen sie noch mehr zu beleben, das Azzo durch sein Schreiben hoffte entzündet zu haben.

Wir wissen nicht, ob die Zuschrift Margarethens, verbunden mit dem Berichte Azzo's und seines Boten den Eindruck würde bewirkt haben, den Azzo erwartete, und Margarethe wenigstens hoffte, wenn Isabelle die Bittende wirklich für eine Verbrecherin gehalten hätte. Gewohnt von allen Menschen Gutes zu glauben, so lange sie von dem Gegentheil nicht unwiderleglich überzeugt war, fühlte sich Isabelle von dem lebhaftesten Mitleiden für Margarethen durchdrungen, so bald sie nur einige mal von ihr hatte sprechen hören. Nach und nach erfuhr sie mehr von der gefangenen Königin, fand in allem neue Aufforderung zum Mitleid, und der Entschluß, sich ihrer anzunehmen, wenn nähere Nachforschungen das bisher Erfahrne bestätigen würden, war schon fest in ihr geworden, als Azzo's Bote zu Cremona ankam, wo

sich Isabelle mit ihrem Gemahl befand. Sowohl die erhaltenen Schreiben, als die mündliche Erzählung des Ueberbringers derselben, verstärkten Isabellens günstige Gesinnungen für Margarethen, am wirksamsten unter allen Margarethens Zuschrift selbst.

War schon Isabelle noch nicht Mutter, so erfüllte sie doch die Hoffnung, es in wenig Wochen zu werden, so wie das lebhafteste Vorgefühl der mütterlichen Freude. Gefühlvoll im allgemeinen mußte es Isabelle als Mutter nothwendig noch mehr seyn, und die Uebereinstimmung in diesen Gefühlen, die sie zwischen sich und Margarethen fand, nahm sie noch mehr für die Leidende ein. Es schien ihr unmöglich, daß eine zärtliche Mutter eine Verbrecherin seyn könnte, und deutlich ging es aus Margarethens Schreiben hervor, daß sie das erste war. Würde sich wohl ihre Bitte auf Vereinigung mit ihren Söhnen beschränkt haben, wäre ihrem Herzen nicht wirklich mehr an dieser gelegen gewesen, als an Freiheit und all den mannigfachen Gütern, die ihr mangelten?

Isabelle wußte, daß es ihr schwer werden würde, von dem Kaiser zu erhalten, was Margarethe bat, und sie ihr zu gewähren wünschte, aber sie machte sich selbst ein Gelübde, nicht

eher

eher zu rasten, bis der Kaiser in ihr Gesuch gewilligt hätte. Durch eine kleine List hoffte sie ihren Zweck am ersten erreichen zu können, daher sie Azzo's Boten befahl, einige Tage in Cremona zu verweilen, bis sich ihr eine günstige Gelegenheit darbieten würde, mit dem Kaiser für Margarethen zu sprechen. Diese fand sich noch an dem nemlichen Tage, und Isabelle zögerte nicht, sie zu benutzen. Azzo hatte in seinem Schreiben an den Kaiser auch Bericht von Margarethens Benehmen in ihrem Kerker erstattet, der freilich nicht anders als vortheilhaft seyn konnte. Friedrich las das Schreiben des Kastellans zu Sankt Felice seiner Gemahlin vor, und von dem traurigen Zustande seines Sohnes zu lebhaftem Mitleid gereizt, sprach er zu Isabellen:

Wie empfindlich schmerzt es den Vater, den Sohn strafen zu müssen, wenn ihm nicht einmal die Hoffnung erlaubt ist, ihn hierdurch zu bessern. Als Vater mögt ich meinem Sohn so gern verzeihn, aber als Fürst darf ich es nicht, denn nur allzudeutlich zeugen Heinrichs Reden im Kerker, daß er neue Unruhen anfangen würde, sobald ich ihn seiner Haft entließe.

Aber die unglückliche Gattin Eures Sohnes — nahm Isabelle das Wort — bezeigt

sich auf eine Weise, die nicht vermuthen läßt, was Ihr von jenem fürchtet; ihr wird doch die Milde meines Gemahls die Freiheit nicht verweigern?

Es ist Verstellung, liebe Isabelle — fuhr Friedrich fort — womit die listige Margarethe Euch täuscht, mich aber fürwahr nicht täuschen soll.

Isabelle schwieg, weil sie wußte, wie schwer es war, ihrem Gemahl eine vorgefaßte Meinung zu benehmen, sie schien sich einige Augenblicke im Stillen mit Heinrichen und Margarethen zu beschäftigen, denn sprach sie eine Zeit lang von gleichgültigen Dingen, und erst nachher, da sie glaubte, der Kaiser würde es ganz vergessen haben, daß sie zuvor von seinem gefangenen Sohne und der Gattin desselben gesprochen hatten, kehrte sie wieder zurück zu dem Zwecke, von welchem sie sich dem Schein nach entfernt hatte. Sie unterhielt sich mit ihrem Gemahle von der Hoffnung; bald ein Pfand seiner Liebe in ihren Armen wiegen zu können; denn setzte sie scherzend hinzu, daß Weiber in solcher Lage gewöhnlich grössere Freiheit und mehrere Rechte über ihre Männer hätten, als ausserdem.

Will meine Isabelle von diesem weiblichen Vorrechte Gebrauch machen? — fragte Frie-

drich — O Du hast nicht nöthig, holdes Weib, Dich auf dasselbe zu berufen! Ein Blick, ein Kuß von Dir kann ja ohnehin aus Deinem Friedrich zaubern, was Dir gefällt.

O ich begehre den Namen einer Zauberin so wenig, als den Genuß eines Rechtes, das Euch vielleicht nicht so ganz entschieden scheint — entgegnete Isabelle — Was ich vorhin sagte, sollte mir nur zur Entschuldigung dienen, daß ich von einer Bitte von Euch das Versprechen der Erfüllung schon im voraus zu erhalten wünsche.

War ich bisher so wenig gefällig gegen Euch — fragte Friedrich — daß Ihr solche Umschweife nöthig findet? Doch ich errathe Dich bald, liebes sanftherziges Weib! Uebergroße Milde riß Dich hin, Dich des verstockten Heinrichs oder seiner Gattin, dieses Weibes voll gleissender Verstellung, anzunehmen, und Du suchst mich zu überlisten, weil Du siehst, daß Dich kein gerader Weg zum Ziele führet.

Gefehlt — lächelte Isabelle — meine Bitte betrift weder Margarethe, noch ihren Gemahl.

Und dennoch bringt Ihr sie so geheimnißvoll vor — erwiederte Friedrich.

Mein Gemahl verzeihe es mir — fuhr Isabelle fort — daß mich ein kleines Mißtrau-

en gegen ihn einnimmt, welches mich mit Zweifeln an der Gewährung meiner Bitte erfüllt, so leicht zu gewähren und schuldlos sie auch ist. Darf ich mit Zuversicht bitten?

Wozu aber dieses Geheimnißvolle? — fragte Friedrich.

In Wahrheit — schmiegte sich Isabelle an den Busen ihres Gemahls — mein Friedrich ist heut wenig gefällig gegen seine Isabelle. Gesetzt auch, daß Ihr jetzt nur Eigensinn an mir sähet, ein gefälliger Gatte verzeiht ja auch diesen zuweilen seinem schwachen Weibe!

Und thut, was sie will — setzte Friedrich lächelnd hinzu — Nun wohl, ich will folgen, will Dir die Erfüllung Deiner Bitte ganz feierlich versprechen, denn auf eine andere Art genügt es wohl Deinem Mißtrauen nicht? Ausbedingt, daß Du weder für Heinrichen noch für Margarethen bittest, sey Dir bey unserm kaiserlichen Worte und auf Rilterehre zugesichert, was Du in einer Bitte fordern kannst.

Verstattet Euren Enkeln — sprach jetzt Isabelle — daß sie den Kerker hinfort mit ihrer Mutter theilen dürfen.

Friedrichs Stirne faltete sich, als Isabelle endete; er beschuldigte sie der Hinterlist, und wollte sein Wort zurücknehmen, weil sie der festgesetzten Bedingung nicht treu geblieben wäre.

Isabelle behauptete das Gegentheil, da Friedrich seine Enkel nicht von den Gegenständen ihrer Bitte ausgeschlossen hätte, und bestürmte ihn nun so lange mit Vorstellungen, Erinnerungen an die Verbindlichkeit seines Wortes, und mit Bitten, denen sie durch Liebkosungen mehr Eingang verschaffte, bis er das schon gegebene Versprechen wiederholte.

Heinrichs Söhne hatten sich bisher in dem Schloß Martorano befunden, welches nun Friedrich zum Aufenthalte ihres Vaters bestimmte. Die jungen Prinzen sollten nach Sankt Felice gebracht werden, unter der Aufsicht des Ritters Hugo von Bergheim, in der Gesellschaft ihrer Mutter zu leben.

Mit einem Schreiben von Isabellen an Margarethen, und von dem Kaiser mit den nöthigen schriftlichen Befehlen an den Kastellan zu Sankt Felice versehen, verließ Azzo's Diener Cremona, und eilte in seine Heimath, seinem Herrn und Margarethen fröhliche Botschaft zu bringen.

Wir wollen keinen vergeblichen Versuch machen, Euch, liebe Leser! ein Bild der Freude zu entwerfen, welche Margarethen belebte, als sie die Trostschrift der Kaiserin erhielt, oder der noch grössern, da sie nach wenig Tagen die geliebten Söhne, deren Freiheit ihr Isabelle ver-

heissen hatte, an ihr entgegenwallendes Herz drückte. Mißlingen mußte ein solcher Versuch, denn erhaben über jeden Ausdruck der Sprache war Margarethens Freude.

So lange auch Margarethe von ihren Söhnen getrennt gewesen war, so wenig wußten sie sich von ihren Begegnissen während dieser Trennung zu erzählen. Alle ihre Erzählungen beschränkten sich beynahe ausschließend auf die Versicherung ihrer gegenseitigen Sehnsucht, oder versuchten das Schmerzliche dieser Empfindung zu schildern, die Freuden des Wiedersehens dadurch noch mehr zu würzen.

Die Fortschritte, welche die jungen Prinzen unter Hugo's Leitung in ihrer Bildung gemacht hatten, vermehrten Margarethens Freude, und forderten sie zugleich zu dem wärmsten Danke gegen ihren Lehrer auf, der sich ihr besonders durch die zärtliche vatergleiche Liebe empfohl, die er für ihre Söhne äusserte. Jetzt theilte sie sich mit ihm in das Geschäft ihrer Erziehung, an welchem auch Azzo Theil nahm, dem die jungen Prinzen bald so theuer wurden, als es ihm ihre Mutter schon längst gewesen war. Durch den Anblick Heinrichs nicht mehr

erschüttert, wurde Azzo jetzt wieder so heiter, wie zuvor, und bemühte sich, mit Sophien und Hugo verbunden, dem Trübsinne zu wehren, der sich zuweilen Margarethens bemächtigte, wenn sie an ihren unglücklichen Gemahl dachte. Liebe so heiß und innig, wie sie einige Jahre zuvor ihren Busen ausfüllte, konnte Margarethe jetzt freilich wohl nicht mehr für ihren Gemahl fühlen. Wahrscheinlich war es nur Mitleid und die Anhänglichkeit des treuen Weibes, was sie für ihn empfand, denn auch die heißeste Liebe erstirbt, wenn sie keine Erwiederung findet. Geschärft wurden ihre Empfindungen gegen den unglücklichen Gemahl, da sie in ihm nicht allein den Gatten, nein, auch den Vater ihrer Söhne liebte, und einer zärtlichen Mutter gibt dies allein schon Aufforderung zur Liebe ihres Gemahls, wenn sie auch in ihm wenig findet, wodurch sie zu ihm hingezogen würde.

Margarethens Gesellschafter glaubten es ihrer Ruhe zuträglich, daß ihr Heinrich mehr als ein Gegenstand des Unwillens erscheinen, als sie zum Mitleid und zur Trauer auffordern sollte. Unwille beunruhigt weniger, und ist von kürzerer Dauer als Schmerz, gegen welchen er bey Margarethen ein Heilmittel seyn sollte, denn ihre Gesellschafter vermutheten, daß Margarethens Leben weniger trauriger werden

würde, wenn sie sich gewöhnte, Heinrichs Schicksal als gerechte Strafe seiner Handlungen anzusehen, und in ihm den Mann zu erkennen, der mit frevelhaftem Leichtsinn, neben seinem eigenen Glücke, noch das Glück seiner Kinder verscherzte.

Anfangs mußte zwar dieser Gedanke ihren Schmerz verstärkern, weil er ihn aber zugleich vereinfachte, und beynahe ausschließend auf ihre Söhne hinleitete, führte er zugleich zu der Linderung desselben. Dies glaubten wenigstens Margarethens mitleidige Freunde. Sie versprachen sich die leidende Königin ganz aufheitern zu können, wenn es ihnen gelänge, Heinrichs Bild aus ihrem Gedächtnisse zu verdrängen, und dann die Hoffnung zu beleben: daß Friedrich seinen Enkeln nicht alles verweigern würde, was sie ohne die Empörung ihres Vaters als ihr künftiges Eigenthum hätten betrachten können.

So oft daher Margarethe durch Besorgniß für das künftige Schicksal ihrer Söhne aus der Freude aufgeschreckt wurde, die sie jetzt durch ihre Gegenwart erhielt, rief ihr Hugo oder Sophie den Trost zu, daß der Kaiser nicht den Söhnen würde entgelten lassen, was seine Gerechtigkeit an dem Vater freilich hätte bestrafen müssen. Man erzählte ihr dann, daß Hein-

rich auch jetzt in dem Kerker die Gesinnungen noch nicht veränderte, die ihn einst an seinem Vater zum Verbrecher gemacht hätten, und daß Friedrich gegen sie und ihre Söhne den Aufforderungen väterlicher Güte schon längst würde gemäß gehandelt haben, wenn nicht ihre Feinde den Argwohn in ihm zu befestigen suchten, der sie gleicher Stimmung mit Heinrichen beschuldigte. Hindurchdringen würde aber endlich die Wahrheit bis zu Friedrichs Throne, wo Isabelle Margarethens mächtige Vertheidigerin wäre.

Nicht ohne Wirkung blieben die Worte der Freunde Margarethens, ihr zum Troste und zur Belebung guter Hoffnung gesagt, so wie der frohe Muth der Prinzen auch die Ruhe und Heiterkeit ihrer Mutter beförderte. Dies, verbunden mit festem Vertrauen auf eine gütigsorgende Vorsicht, ließ Margarethen bald ruhiger in die Zukunft blicken, als Unmuth und mütterliche Besorgniß ihr Anfangs vergönnten.

Voll guter Hoffnung für die Zukunft, durch die Gegenwart ihrer Söhne für jetzt beruhigt, und um sich her drey gute Menschen, die Margerethe mit Herzlichkeit und Ueberzeugung Freund und Freundin nannte, lebte unsere Heldin im Gefängnisse zu Sankt Felice so glücklich, als es nur immer möglich ist in einem Gefängnisse zu leben.

Nur von aussen her wurde ihre Ruhe zuweilen durch die Nachrichten gestört, die sie dem Kastellan oder dem Ritter Hugo von den Begebenheiten in Oesterreich abnöthigte. Aus Schonung milderten sie zwar beyde, ihr sie aber ganz zu verschweigen, erlaubte ihre Liebe zur Wahrheit nicht. Auch fürchteten sie, daß es Margarethen noch mehr erschüttern würde, wenn sie vielleicht unvorbereitet die Bedrängnisse erfahren sollte, unter welchen ihre Lieben in Oesterreich seufzten. Endlich wurden sie ihr in ihrem ganzen Umfange bekannt, wodurch aber der Kaiser viel von dem Vertrauen verlor, das ihnen bey Margarethen die Mühe ihrer Freunde verschaft hatte.

Gefällt es Euch, gnädigste Frau — trat einst Azzo in Margarethens Zimmer — so habe ich Erlaubniß, Euch eine Gesellschafterin in einer deutschen Fürstin zu geben, die mit einer Kammerfrau heut bey uns eintreffen wird.

Wurde sie so schuldlos verhaftet wie ich — erwiederte Margarethe — so bringt die leidende Schwester zu mir, denn vielleicht giebt es ihr Trost, wenn sie nicht einsam klagen muß.

Wie Ihr, — antwortete Azzo — trägt sie die Schuld ihres Gemahls.

So kömmt ihr der Name Schwester um so mehr zu — fuhr Margarethe fort — Durch längere Leiden schon mehr geprüft als sie, wird es mein eifrigstes Bestreben seyn, die ihrigen zu lindern. Von ihr werde ich auch erfahren, wie es meiner guten Mutter und meinem bedrückten Bruder geht, denn was Ihr, guter Azzo, mir von ihnen sagt, spricht immer mehr von Eurem freundschaftlichen Bemühen, mich zu schonen als von Wahrheit. Vielleicht — überreichte ihr Azzo ein Schreiben — sagt Euch diese Zuschrift der Kaiserin etwas von dem, worin Ihr meinen Worten nicht glaubt. In einer Stunde führe ich die edle Fürstin zu Euch, in welcher Ihr, wie ich hoffe, bald eine Schwester lieben werdet.

Der Kastellan entfernte sich, welches aber Margarethe dann erst bemerkte, als sie auf die Frage: kennt Ihr die Ankommende; keine Antwort erhielt. Die Erinnerung an ihre Mutter und Nachforschen, was ihr die Kaiserin wol schreiben mögte, beschäftigte sie einige Augenblicke so ausschließend, daß sie den Kastellan nicht gehen hörte.

Isabellens Schreiben, abgefaßt im Tone der herzlichsten Theilnahme, begann mit einer

Bitte um Entschuldigung, daß sie bis jezt für Margarethens Bestes noch nicht so viel hätte thun können, als es ihr Wunsch und ihr Bestreben wäre, weil Reichsgeschäfte ihren Gemahl von ihr getrennt hätten *).

„Mein Gemahl — schrieb die Kaiserin weiter — verkennt Euch, verlaßt Euch aber auf mich, daß ihm der Wahn benommen werden soll, in welchem ihn einige Feinde von Euch erhalten haben. Die Bildung Eurer Söhne zu künftigen würdigen Fürsten, zu welchen sie ihr Großvater gewiß erheben wird, wenn schon zu minder mächtigen, als der älteste von ihnen, ohne die Verirrung ihres Vaters, würde geworden seyn. — Diese und das Kleeblatt guter Menschen, deren Gesellschaft Ihr genießt, wird Euer Leben gewiß nicht ohne Reize und Freuden bleiben lassen, bis die Zeit herannaht, wo Ihr mit Euren Söhnen Sankt Felice werdet verlassen können, um mit ihnen an dem Hofe ihres Großvaters zu leben, oder mit mir die Freuden der Freundschaft zu genießen, und unsern Lieben Sieg und Heil zu wünschen, wenn mein Gemahl vielleicht wider seine Feinde kämpft,

*) Friedrich war in Oesterreich, Isabelle in Cremona, wo sie kurz vorher von einem Prinzen war entbunden worden, dem jüngern Heinrich, dessen wir im Vorübergehen schon erwähnt haben.

und Eure Söhne mit sich führt, unter seiner Aufsicht die ersten Beweise ihres Muthes zu geben.

Bis dahin, meine Freundin — Tochter wäre eine Benennung, die nach meinem Gefühl für mich, die jüngere von uns, nicht paßt — bis dahin ist es freilich noch ein wenig lange, aber die Zeit flieht schnell, und bevor diese Jahre verschwinden, wird sich Euch Genuß der Freuden anderer Art darbieten. Einen solchen Genuß werdet Ihr bald, nachdem Ihr diese Zeilen gelesen habt, in der Gesellschaft Eurer Schwester, Agnesens von Oesterreich, finden.

Mein Gemahl glaubte dieses gute Weib aus ihren Landen entfernen zu müssen, so lange Euer Bruder, dessen Verfahren Ihr, bey aller Partheylichkeit der Schwesterliebe, nicht werdet entschuldigen können, ihm, des Reichs Oberhaupte, noch hartnäckig widerstrebt. Bey Euch wird sie indessen ruhiger leben, als in Oesterreich oder Steyer, wenn gleich Anfangs Kummer die Freude Eures Umgangs verbittert.

Oft mischt sich ja dieser Wermuthstrank unter den Kelch der Freuden; wohl uns, wenn das Gewissen uns das Zeugniß giebt, daß wir uns denselben nicht durch eigene Schuld bereiteten. Ihr, meine Freundin, und Eure gute Schwester, leidet beyde durch das Verschulden

Eurer Gatten, vielleicht auch zum Theil durch die Schuld des meinigen; aber seyd getrost! es wird mir gewiß bald gelingen, den Wahn zu entfernen, der meinen Gemahl umnebelt.

Bis gesellschaftlicher Umgang unsre Freundschaft bekrönt, laßt uns sie durch einen Briefwechsel fortsetzen. Ihr, liebe Dulderin, schreibet bald

Eurer Freundin

Isabelle."

Wie heftig mußte nicht Margarethe durch dieses Schreiben erschüttert werden, da es ihr alles Schreckliche der Unruhen in Oesterreich, das Hugo und Azzo sorgfältig vor ihr verborgen hatten, nun mit einemmale verrieth. Ihre Gedanken durchwirrten sich, und ehe sie noch fähig war, über das Gelesene im Zusammenhange nachzudenken, öffnete sich die Thür ihres Gemachs, und zwey Frauen, geführt von Azzo, traten herein. Beide waren verschleyert, aber die eine, die sich durch ihre Kleidung als die vornehmste ankündigte, warf ihren Schleyer zurück und näherte sich Margarethen, die ihr entgegen eilte.

O Gott — rief Margarethe, und schloß die Eingetretene in ihre Arme — dies meine Schwester Agnes, die man mir als ein so blühendes Weib schilderte!

Sturm hat die Blüthe abgeworfen — seufzte Agnes — O meine Schwester, wer hätte es gedacht, daß wir uns zum erstenmale so sehen würden. Doch wir wollen die Scene eines so traurigen Empfangs nicht ausmahlen, sondern Euch, liebe Leser! nur einen kurzen Auszug dessen liefern, was Agnes ihrer Schwägerin von den neuesten Begebenheiten in Oesterreich erzählte, doch ohne die Unterbrechungen Margarethens, und ohne die Klagen, mit welchen die traurende Agnes ihren Bericht verwebte.

Es war unmöglich — daß mein Gemahl den Schaaren der Feinde, die sein Land überströmten, widerstehen konnte, da der größte Theil seiner Lehnsmänner ihn verließ, sobald die Vollstrecker der ungerechtesten Acht, die jemals ein Kaiser ausgesprochen hat, über die Gränzen von Oesterreich und Steyer hereinstürmten. In wenig Tagen war ihm von beyden Ländern weiter nichts übrig, als in dem letzten

einige Schlösser, in dem ersten, neben Wien, Neustadt und Mödling.

Bey dem Ausbruche des Sturms befand ich mich in Steyer, mein Gemahl in Oesterreich, und der schnelle Ausbruch des Unwetters verhinderte mich, zu ihm, ihn zu mir zu kommen. Zu mir versammelten sich die wenigen Getreuen in Steyer, zu ihm das kleine Häuflein getreuer Oesterreicher.

Der Schwester meines Friedrichs habe ich nicht nöthig zu sagen, daß ihn nie der Muth verläßt, auch jetzt in einer Gefahr sonder gleichen, entsank er ihm nicht, obschon die Zahl seiner Getreuen so gering war, daß er zwanzig feindlichen Kriegern kaum einen der seinigen entgegen stellen konnte. Zu schwach, das große Wien zu vertheidigen, auch nicht ohne Verdacht gegen die Bewohner desselben, besetzte er nur die beyden Vesten Neustadt und Mödling. Lange widerstand er den Anfällen überlegener Feinde; endlich mußten die Seinigen auch aus der letzten weichen, als einige Tage zuvor die Wiener Eilboten an ihn gesendet hatten, um zu fragen, wie sie sich gegen die herandringenden Feinde verhalten sollten.

„Zur Gegenwehr — erwiederte Friedrich — seyd Ihr zu schwach, wahrscheinlich auch

nicht

nicht alle willig; besser daher, Ihr öffnet den Feinden freiwillig die Thore, damit doch wenigstens nicht alle Eure Habe ihnen zur Beute wird."

Friedrichs ganze Herrschaft war nun auf Neustadt eingeschränkt, und auf den Raum von wenig hundert Schritten rings um diese Veste; in Steyer waren neben Rieggersburg, wo ich mich befand, noch drey weniger beträchtliche Schlösser übrig, als der Kaiser aus Italien kam, und die Verjagung meines Gemahls zu vollenden gedachte. Sein Heer verbreitete sich durch Steyermark, die wenigen Schlösser, welche dem Patriarchen von Aquilega und den übrigen Achtsvollstreckern noch widerstanden hatten, ergaben sich der überlegenen Macht des Kaisers bis auf Rieggersburg, dessen Vertheidiger aus Liebe für mich sich bis auf den letzten Mann wehren wollten.

Der Kaiser wußte, daß ich in dieser Vestung war; er ließ mich zur Uebergabe auffordern, ich verweigerte sie; der Kaiser ließ mir drohen, aber ich, um ihm zu zeigen, daß Weiber sich nicht immer durch Drohungen schrecken lassen, blieb unerschüttert bey meiner Weigerung. Mit einem zahllosen Heer umschloß er nun Rieggersburg; mehr als die Hälfte der

wackern Männer, die ihr Leben für mich und für den Herzog aufopfern wollten, wurde bald ein Raub des Todes; die Mauern waren zertrümmert, der Vertheidiger nur noch wenige; Hoffnung auf Entsatz war Hirngespinst — was blieb uns übrig, als uns zu ergeben?

Unbedingt ergab ich mich der Gnade des Kaisers, frey von der Ahndung: daß ich mich einem Tyrannen in die Hände liefern würde; aber nur allzubald machte ich diese traurige Erfahrung. Als Verbrecherin und Theilnehmerin an der Empörung meines Gemahls, verdammte mich der Kaiser zur Haft, und sendete mich nach Cremona zu Ezzelino de Romano, der mich bis zu der Zurückkunft des Kaisers in seiner Verwahrung behalten sollte.

Zum Glück für mich erhielt Ezzelin das Schreiben des Kaisers, da er sich eben bey der Gemahlin desselben befand. Er mußte ihr den Inhalt desselben mittheilen, und die gütige Isabelle, welche die Grausamkeit ihres Gemahls immer nach allen Kräften zu mildern und zu vergüten suchte, ließ seinen treuen Diener nicht eher von sich, bis er in ihren Einfall: mich zu Euch, meine Schwester, bringen zu lassen; gewilligt hatte.

Die menschenfreundliche Fürstin kam selbst zu mir, und entschuldigte sich, daß sie ohne den

Willen ihres Gemahls nicht mehr thun könnte; versicherte aber, daß sie sich mit fortdaurendem Eifer bemühen würde, ihrem Gemahle den nachtheiligen Wahn zu benehmen, der ihn sowohl in Rücksicht auf mich, als gegen Euch, meine Schwester, fesselt.

Ich bin überzeugt, daß die mitleidige Isabelle ihr Versprechen gewiß erfüllen wird, zweifle aber, daß ihre Bemühungen bey dem Kaiser, in so fern sie mich betreffen von gutem Erfolg seyn werden, denn die Summe von sechzig tausend Mark, mit welcher der Besitz von Oesterreich und Steyermark die kaiserlichen Einkünfte jährlich vermehren würde, sind für Friedrichs Geldliebe ein zu mächtiger Reiz als daß er meinem Gemahl sein geraubtes Eigenthum sollte zurückgeben können, wenn ihn nicht Friedrichs starker Arm dazu zwingt. Geschieht dies, so werde ich frey; geschieht es aber nicht: so kann mir Isabellens Verwendung wenig frommen, denn was nützte mir die Freyheit ohne meinen Gemahl. Aber die Hoffnung lebt in mir, daß meines Friedrichs Tapferkeit und sein ausdaurender Muth die Räuber und Verheerer seiner Länder besiegen wird.

Besonders wird die Hoffnung durch Ueberzeugung bestärkt, daß schon viele Oesterreicher em-

pfinden, wie viel sie durch ihre Empörung verloren. Die Vollstrecker der Acht, ungewiß, ob ihnen der Kaiser ihre Mühe so reichlich belohnen wird, wie sie es ihnen würdig scheint, suchen sich auf Kosten des unglücklichen Landes zu bereichern, das sie mit ihren wilden Rotten verheeren. In wenig Wochen erpreßten oder raubten sie den Oesterreichern schon grössere Summen, als mein Gemahl in vielen Jahren zur Befriedigung der Bedürfnisse des Staats gefordert haben würde. Auch wird der Statthalter, den der Kaiser über seinen Raub setzen wird, sie bald fühlen lassen, wie viel schwerer das Joch seines Herrn ist, als die Kosten, die ihnen Herzog Friedrich nothgedrungen zuweilen aufbürden mußte. Zurückkehren werden denn die Verirrten unter Friedrichs mildere Herrschaft, und sich vereinigen mit den wenigen Getreuen, mit denen Friedrich bis dahin in dem festen Neustadt alle Angriffe seiner Feinde zurückschlagen wird.

Soviel von mir und meinem Gemahl, jetzt noch etwas von der Kaiserin an Euch, meine Schwester! „Ich glaubte Eure Schwägerin auf Eure Ankunft vorbereiten zu müssen — sprach die würdige Frau zu mir — und suchte in meinem Schreiben so schonend als möglich zu sprechen. Ich zweifle, daß mir das nach meinem Wunsche gelungen ist, und Ihr selbst seht

ja wohl ein, daß es mir nicht ganz gelingen konnte.“

Sie erröthete, indem sie dies sagte, und dieses Erröthen, verbunden mit ihrem verlegenen Blicke, schien mir zu sagen: ich kann meinen Gemahl nicht entschuldigen, und doch verbeut mir die Pflicht der Gattin, so ganz ohne Zurückhaltung von ihm zu sprechen, wie meine Aufrichtigkeit wohl wünschte.

„Sagt Eurer guten Schwägerin — fuhr Isabelle fort — wenn ihr in meinem Schreiben irgend etwas zweydeutig scheinen sollte: so mögte sie wenigstens meine Gesinnungen gegen sie nicht für zweydeutig halten, sondern so lange meinen Versicherungen trauen, bis Zeit und Umstände mir erlaubten, ihr unwiderlegliche Beweise ächter Freundschaft zu geben.“

Minder stark als bey Agnesen äusserte sich bey Margarethen die Hoffnung: daß ihr bedrängter Bruder der Uebermacht seiner Feinde würde widerstehen können; doch gie günstigen Nachrichten, die sie durch ihre Mutter von den Begebenheiten in Oesterreich erhielt, stimmten sie nach und nach mit Agnesen zu gleicher Hoffnung. Die Kaiserin, welche mit Margarethen den

Briefwechsel fortsetzte, gab ihr auch Gelegenheit, sich mit ihrer Mutter, welche noch in Böhmen lebte, schriftlich unterreden zu können. Beyde, Mutter und Tochter, sendeten ihre Briefe an die Kaiserin, die denn für die weitere Beförderung derselben sorgte.

Jetzt, theure Leser! erlaubt uns, mit Euch über einen Zeitraum von fünf Jahren hinweg zu eilen, und Euch in wenig Zeilen zu berichten, was sich während dieser Zeit in Oesterreich und Italien begab. Die Gefangenen zu St. Felice schließen wir jedoch von dieser Erzählung aus, weil ihnen in diesem Zeitraum so ganz nichts begegnete, was sich nicht in folgende wenige Worte fassen liesse. Abwechselnd trauerten sie über ihr Schicksal, oder freuten sich desselben. Die Erinnerung: wie viel sie verloren hatten: und Ungewißheit in Absicht der Zukunft brachte die erste Empfindung; der Gedanke: wie viel glücklicher sie wären als andre Gefangene; die zweyte hervor. Im allgemeinen war Margarethe heiterer als ihre Schwägerin, ob sie schon weniger natürliche Anlagen zur Heiterkeit besaß. Sie freute sich ihrer Söhne, die unter der sorgfältigen Leitung ihrer Lehrer und der Mutter selbst zu hoffnungsvollen Jünglingen heranreiften.

Nach Agnesens Entfernung aus Steyermark verweilte Kaiser Friedrich noch eine Zeitlang daselbst, dann gieng er nach Wien, wo viele Fürsten ihn erwarteten, und die Bürger mit den mehresten österreichischen Edeln ihn prachtvoll empfingen, und dringend baten: ihnen seine Gegenwart eine Zeitlang zu schenken. Vier Monden blieb er in Wien, erklärte die Hauptstadt von Oesterreich zu einer freyen Reichsstadt, und verwendete sich bey den anwesenden Fürsten so thätig für seinen Sohn Konrad, daß sie ihn an Heinrichs Stelle zum römischen Könige wählten.

Er ließ den Herzog von Oesterreich, der sich bald in Neustadt, bald ausserhalb dieser Veste befand, auffordern: sich zu ergeben; aber voll hohen Muthes gab Friederich dieser Aufforderung kein Gehör. Der Kaiser verstärkte die Kriegsvölker, die den bedrängten Herzog vollends zu Boden werfen sollten, doch der Löwenmuth Friedrichs und der wenigen ihm gleichgesinnten Kriegsgefährten schlug jeden Angrif zurück, und es war seiner eisernen Tapferkeit gleich, ob Hunderte oder Tausende ihn machten.

Abgerufen von Reichsgeschäften mußte der Kaiser Wien verlassen. Empfindlicher Verdruß, daß Friedrich mit dem Häuflein seiner

Helden der vereinigten Macht seiner Feinde noch immer trotzte, und unter ihren Heeren oft grosse Verwüstungen machte, begleitete ihn nach Regensburg; hier schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß der Bischof Ekbert von Bamberg, den er zum Reichshauptmann über Oesterreich bestellt hatte, das angefangene Werk vollenden würde.

Ekbert starb, ehe er das aufgetragene Geschäft noch anfangen konnte, doch handelten die übrigen Anführer der Kriegsheere in Oesterreich seinem entworfenen Plan gemäß. Der oberste Befehlshaber des Heers, der Burggraf von Nürnberg, rückte mit den Bischöfen von Freisingen und Passau vor Neustadt, dem sich der Patriarch von Aquilega und die Empörer aus Steyermark von einer andern Seite nähern sollten, um die Veste ganz umringen zu können.

Friedrich hatte den Plan seiner Gegner erspähet; er bemühte sich, ihn zu vereiteln, und, wenn das Glück ihm wohlwollte, den ersten Schritt zu Wiedereroberung seiner Länder zu thun. Wenig Tage zuvor hatte sich Graf Albert von Böhmen, einer der mächtigsten unter seinen Lehnsleuten, samt seinen Reisigen und Fußknechten, mit dem Herzoge vereinigt, der sich durch diese Hülfe, so klein sie auch, genau erwogen, war, zu wichtigern Unternehmungen,

als Mangel an Macht ihm bisher erlaubt hatte, stark genug glaubte. Vorzüglich machte ihm die Versicherung des Grafen, daß viele seiner abgefallenen Lehnsmänner wieder zurückkehren würden, sobald er sich nur seinen Feinden mit wahrscheinlicher Hoffnung zum Siege entgegen stellen könnte; Muth und zuversichtliches Vertrauen, nach rastlosem Kampfe die Schaaren der Feinde wieder aus seinem Lande zu drängen.

Nicht fern von Neustadt hatte sich der Burggraf von Nürnberg mit seinem Heere gelagert. Ein Blick auf seine Uebermacht, denn statt der Hunderte, die sich unter Friedrichs Pannier vereiniget hatten, konnte der Burggraf Tausende zählen, ließ ihn die nöthige Vorsicht vergessen. Seine Stellung und die Unachtsamkeit seiner Vorposten, die Friedrichs scharfem Blicke nicht entgingen, verrieth, daß er weit entfernt war, einen Angrif zu ahnden.

Laßt uns die Sichern angreifen — sprach Friedrich zu einigen der ersten Befehlshaber seiner Schaar, die mit ihm den Feind beobachteten.

Und sie schlagen — setzten diese tapfern Männer hinzu.

Sie schlagen! siegen oder sterben — rief Muth und Patriotismus aus allen Helden, aus welchen Friedrichs kleine Schaar bestand.

Friedrich war zu erfahren im Kriege, um das erste Feuer des Muthes seiner Kampfgenossen nicht zu benutzen. Mit Windesschnelle flog er zu dem Angriffe der Feinde, und sein Schwerd wüthete schon unter ihren sichern Haufen, ehe sich noch die grössere Hälfte derselben zum Kampfe hatte rüsten können. Das Heer des Burggrafen erlitt eine fürchterliche Niederlage; er selbst entrann nur mit einigen seiner Krieger, der größte Theil von denen, die dem Tode entgingen, wurden gefangen; unter ihnen befanden sich auch die beyden Bischöffe.

Friedrich benutzte diesen entscheidenden Sieg, eroberte in kurzer Zeit fünf feste Schlösser mit stürmender Hand, und schlug die Feinde, wo er sie traf. — Doch wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir den Herzog begleiten wollten auf der Bahn, auf welcher er so rühmlich fortschritt, als er sie betreten hatte, daher nur so viel, daß Sieg der unzertrennliche Gefährte seiner Unternehmungen war. Gleich der Macht des Burggrafen von Nürnberg vernichtete er ein Heer kaiserlicher Söldlinge aus Steyermark, und zertrümmerte ein noch grösseres, geführt von dem Grafen Otto von Eberstein, den der Kaiser nach Eberts Tode zum Reichshauptmann über Oesterreich setzte, voll hoher Zuversicht: daß dieser alte und erfahrne Kriegsheld den Riesen-

schritten des siegenden Herzogs Einhalt thun würde. Aber unaufgehalten schritt Friedrich fort, und ehe noch ein Jahr verflossen war, befand sich schon der größte Theil von Oesterreich wieder in seiner Gewalt. Nur Wien trotzte ihm noch und einige Bergschlösser, deren Besitzer sich ihrem Lehnsherrn zu ergeben fürchteten, da sie seinen Zorn so lange wider sich gereitzt hatten.

Indem Friedrich durch die Waffen die Macht seiner Feinde schwächte, bemühte er sich zugleich, die Zahl derselben durch andere Mittel zu vermindern. Er entließ die gefangenen Bischöffe von Passau und Freisingen ihrer Haft, ohne Lösegeld von ihnen zu fordern. Er begnügte sich mit dem Versprechen, daß sie ihn nicht länger bekriegen wollten. Auf diese Art befreyte er sich von zweyen seiner Feinde; einen dritten, den mächtigsten unter allen, den König von Böhmen, gewann er auch für sich.

Geheime Kundschafter benachrichtigten ihm, daß König Wenzel, der durch den Pabst bewogen im Begrif war, sich wider den Kaiser zu erklären, nicht abgeneigt wäre, mit ihm Friede zu machen, wenn er ihn durch einige Aufopferungen erkaufen wollte. Friedrich trat daher in Unterhandlungen mit dem König Wenzel, die bald zur Zufriedenheit beyder Theile beendiget wurden. Wenzel gab ihm eine Schaar

Hülfsvölker, und Friedrich zweifelte nun nicht länger: sich bald wieder in dem ungestörten Besitz seiner Länder zu sehen.

Jetzt kam auch Theodore wieder nach Oesterreich, mit ihr Gertrud, die aber nicht lange in ihrem Vaterland blieb. Der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspo, warb bey dem Herzoge um ihre Hand, erhielt von ihm und seiner Mutter die Einwilligung, und kam nach Neustadt, sich mit Gertruden zu vermählen.

Heftigen Widerstand hatten bis jetzt noch die Aufrührer in Steyermark dem Herzog geleistet; in Oesterreich war aber bald Wien allein noch übrig zu erobern, denn die aufrührischen Edeln, die ihm in ihren vesten Burgen trotzten, überwand Friedrich nach und nach durch Güte oder Zwang.

Gegen Wien konnte er jetzt noch nichts unternehmen, weil er sich zuvor das übrige Land unterwerfen wollte, ehe er die Bürger dieser Stadt angriff, von denen zu vermuthen war, daß sie für ihre erlangte Reichsfreyheit nach allen Kräften fechten würden. Sie an sich allein konnten schon ein mächtiges Heer aufstellen, in ihren Mauern befand sich aber auch noch der Graf von Eberstein mit den kaiserlichen Völkern.

Nach Steyermark zu gehen, schien dem Herzoge nicht räthlich, weil die Lage der Dinge

in Oestereich seine Gegenwart erforderte, um zu verhüten, daß das Feuer, kaum hier und da glücklich gedämpft, nicht von neuem aus der Asche empor lodern mögte. Nach drey Jahren in rastlosem Kampfe verlebt, zeigte sich endlich dem Herzog noch größere Hoffnung wie bisher, die lange unterbrochene Ruhe aufs neue zu befestigen. Der Oberste seiner Feinde, der alle andere in Bewegung gesetzt hatte, Kaiser Friedrich, verlor die Macht, ihm zu schaden. Pabst Gregor hatte ihn zum zweytenmale in den Bann gethan, und trat nun endlich mit der Ausführung des Plans hervor, welchen er, wie unsere Leser wissen, schon so lange vorbereitet hatte.

Ueberzeugt, daß der Kaiser seine Kriegsvölker zu nöthig in Italien brauchte, um sie nach Oestereich zu senden, beschloß der Herzog, diejenigen, welche sich noch in seinem Lande befanden, zu vernichten, und begann mit allen Kräften die Belagerung Wiens. Lange widerstanden die neuen Reichsbürger, endlich aber mußten sie sich dem Herzoge ergeben, der ihnen wider ihre Hoffnung ihren vergangenen Frevel verzieh, und die Zurückkehrenden mild und gütig behandelte.

Bald nach der Eroberung Wiens handelte Friedrich auf eine Art gegen den Kaiser, welche seine Versöhnung mit ihm bewirkte, zu der frei-

lich wohl auf beyden Seiten Staatsklugheit die mächtigste Triebfeder seyn mogte.

Unter den geistlichen Räthen des Bischofs von Passau befand sich Albert von Böhmen, ein heftiger Zelote für die Rechte des heiligen Vaters. Seiner glaubte sich Gregor zur Bekanntmachung des Bannes wider den Kaiser in Deutschland bedienen zu müssen, und Albert zeigte sich seines Vertrauens würdig. Er zog bey den Fürsten Deutschlands umher, befahl ihnen, im Namen des heiligen Vaters, wider den Kaiser die Waffen zu ergreifen, und sprach, kraft seiner von Rom erhaltenen Gewalt, über jeglichen, der sich des weigerte, den Bannfluch aus.

Dieser Albert kam auch nach Wien, wo er dem Herzog Friedrich im Namen des Pabstes befahl, sich mit dem Könige von Böhmen wider den Kaiser zu verbinden. Friedrich versicherte, daß er gegen seinen Lehnsherrn und das Oberhaupt des Reichs nie das Schwerd ziehen würde, wenn er sich nicht von ihm selbst angegriffen sähe. Albert drohte mit dem Banne; der Herzog lächelte, und versicherte, daß nichts in der Welt ihn würde vermögen können, wider kaiserliche Majestät zu fechten, sobald er seine eigene Fehde ausgetragen hätte. Der Eiferer für den Pabst suchte den Herzog durch List auf

seine Seite zu ziehen, indem er Rache zu entflammen, und ihm die Vortheile zu schildern strebte, die ihm aus dem Kriege wider den Kaiser erwachsen würden, aber Friedrich blieb unerschüttert, und die Hoffnung des Pabstes, in ihm einen mächtigen Kämpfer für die heilige Kirche zu erhalten, wurde nicht erfüllt.

Wir wollen nicht entscheiden, ob Friedrich durch diese Handlung gegen den Kaiser einen Beweis gab, daß ihm Rachsucht fremd war, oder ob er den ruhigen Besitz seiner Lande durch die Aussöhnung mit dem Kaiser bestätigt, den ungewissen Hoffnungen vorzog, mit welchen ihn der Pabst durch seine Getreuen schmeicheln ließ, genug, wenn wir wissen, daß der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Freisingen und Passau Friedrichs Verfahren dem Kaiser als einen Beweis der Treue gegen ihn rühmten. Ihre Verwendung blieb nicht ohne Erfolg, der Kaiser fühlte, daß ihm die Freundschaft des Herzogs von Oesterreich so nützlich, als die Feindschaft desselben schädlich werden könnte, und schickte Gesandte nach Oesterreich, dem Herzog zu verkündigen, daß er alle Feindschaft gegen ihn endigen, und ihm seine eingezogene Länder, so wie seine verhaftete Gemahlin zurückgeben wollte.

Herzog Friedrich drang auch auf die Freylassung seiner Schwester und ihrer Kinder, dies erhielt er nicht so gleich, sondern nur das Versprechen, daß der Kaiser, sobald es ihm seine Kriegsgeschäfte erlauben würden, nach Apulien zu gehen, Margarethen selbst in Freyheit setzen würde, bis dahin sollte sie noch mit ihren Söhnen zu Sankt Felice bleiben, doch nur in so fern verhaftet, daß es ihnen nicht vergönnt seyn sollte, die Stadt zu verlassen.

Der Kaiser ließ versichern, daß er Margarethen vollkommen unschuldig an dem Vergehen erkannte, dessen sein Verdacht sie bisher bezüchtigt hätte; daß es auch sein ernster Wille wäre, ihr, wenn nicht unmittelbar, doch durch ihre Söhne, das erlittene Unrecht zu vergüten. Jetzt würde er durch den Kampf mit seinen Feinden so ausschließend beschäftiget, daß es ihm an Zeit gebräche, für seine Enkel zu sorgen, väterlich würde dies aber geschehen, so bald er den Pabst zum Frieden genöthigt hätte. Friedrich begnügte sich in Absicht seiner Schwester mit dem erhaltenen kaiserlichen Worte. Die reichliche Versorgung, welche Friedrich seinen natürlichen Kindern gab *), ließ ihn hoffen, daß er auch

*) Daß er seine Söhne, Manfred und Heinrich, bekannter unter dem Namen Entius, zu Fürsten

auch gegen seine Enkel sich nicht weniger gütig bezeigen würde; eine Hoffnung, die er auch in dem Busen seiner Schwester zu beleben suchte, als er Gesandte nach Sankt Felice schickte, seine Gemahlin abzuholen, die der Kaiser ehrenvoll bis an die Gränze von Steyermark begleiten zu lassen versprach.

Innig freute sich Frau Agnes über die fröhliche Botschat von dem glücklichen Ausgange des Krieges ihres Gemahls mit dem Kaiser und den verbundenen Fürsten, und der glücklichen Folge derselben für sie. Unzufrieden war sie hingegen, daß ihr Gemahl Margarethen in der Gewalt des Kaisers gelassen hatte, denn ihr Vertrauen auf das Versprechen desselben war weniger groß, als die Zuversicht Margarethens. Jetzt blickte diese nicht mehr voll banger Besorgniß für ihre Söhne in die Zukunft, und war über die Folgen des Friedensschlusses mit dem Kaiser nicht weniger freudig als Agnes.

sten erhob, weis ohne Zweifel jeder unserer Leser, weniger bekannt ist es aber ihnen vielleicht, daß er seine Tochter Selvaggia mit dem mächtigen Ezzelino de Romano vermählte, wobey sein eigner Vortheil sich sowohl befand als Selvaggia.

Der Abgeordnete des Kaisers, der nach Sankt Felice kam, Agnesen wieder heim zu ihrem Gemahle zu führen, brachte Margarethen ein Schreiben des Kaisers, in welchem er sie seine geliebte Tochter nannte; alle dem Herzog von Oesterreich bereits gegebne Zusagen erneuerte, und sich entschuldigte, daß er, jetzt zu angelegentlich im Felde beschäftiget, seine väterlichen Gesinnungen gegen sie und ihre Söhne noch nicht in ihrer ganzen Stärke zeigen könnte.

Bis die hergestellte Ruhe mir erlaubt, ganz Vater zu seyn — endigte er — betrachtet Euch als die Besitzerin des Schlosses, in welchem Ihr bisher als Gefangene lebtet; entfernt Euch aber nicht aus den Mauern von Sankt Felice, damit die Feinde des ganzen Hohenstaufischen Stammes nicht vielleicht etwas wider Euch oder Eure Söhne unternehmen."

Durch diese Zuschrift wurde Margarethe vollkommen beruhigt; nicht also Agnes, deren Mißtrauen der Kaiser durch sein ungerechtes und unwürdiges Verfahren gegen sie so heftig gereitzt hatte, daß sie seinem Worte wenig Werth zuerkannte. Aus Schonung gegen ihre Schwägerin äusserte sie nichts von den Besorgnissen, die sie in Absicht derselben beunruhigte, um vieles wurde aber durch diese die Freude vermindert, mit welcher sie ihr Gefängniß verließ, um

zu ihrem Gemahl zu eilen, und gemeinschaftlich mit ihm dem Schicksal für die Rettung aus der Gefahr zu danken, die ihnen den Untergang gedrohet hatte.

Oeffentlich lebte nun Margarethe zu Sankt Felice, dessen Bewohner sich bestrebten, ihr den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich, und den Zwang vergessen zu machen, der ihr verbot, sich aus den Mauern der Vestung zu entfernen. Margarethe hatte dem Kaiser für sich und ihre Söhne ihr Wort gegeben, und jeder Gedanke, es zu brechen, war weit von ihr entfernt, unwillig wurden aber oft ihre Söhne, daß ihnen der Ausgang aus den Thoren zu St. Felice nicht verstattet war; denn rastlos beschäftigte sie der Wunsch: an der Seite ihres Großvaters beweisen zu können, wie vollkommen sie in ihrem Kerker den Gebrauch der Waffen erlernt hätten.

Schon waren beynahe zwey Jahre verstrichen, und das Schreiben, welches Margarethe mit dem Anfange derselben von dem Kaiser erhalten hatte, war noch immer der einzige Beweis seiner guten Gesinnungen gegen sie und ih-

re Söhne. Diese muthigen Jünglinge, von welchen Friedrich das funfzehnte Jahr beschlossen, Heinrich das vierzehnte erreicht hatte, klagten öfters, daß sie in einem Alter, wo ihr Vater und ihr Großvater schon Feinde besiegt hatten, ihre Waffen noch immer nur zu ritterlichen Spielen gebrauchen konnten; und diese Klagen erfüllte ihre Mutter zuweilen mit Besorgnissen, die auch durch Agnesens Briefe an sie aufgeregt wurden. So sorgfältig sich Agnes auch hütete, ihr Mißtrauen gegen den Kaiser auf ihre Schwester fortzupflanzen, so floß doch zuweilen ihr Herz über.

Freilich war Kaiser Friedrich noch nicht nach Apulien gekommen, und der Kampf mit dem heiligen Vater beschäftigte seine ganze Thätigkeit, ob er schon die Schlüsselhelden schlug, wo er sie antraf, und dem Erbgute Sankt Peters eine Stadt nach der andern entriß, doch schien es allerdings, daß er hierdurch nicht hätte abgehalten werden können, seiner Enkel zu gedenken, wenn seine väterliche Liebe sich ihrer wirklich hätte erinnern wollen.

Von diesen und ähnlichen Gedanken wurde Margarethe bisweilen beunruhigt, wo dann Hugo, Sophie und Azzo alle Mühe hatten, ihr sinkendes Vertrauen auf das Versprechen des Kaisers zu stützen. Neben den wiederhol=

ten Bestätigungen der Zusage Friedrichs, welche Margarethe von Isabellen erhielt, bedienten sie sich hierzu eines Mittels, das ihnen der Gang des Krieges mit dem Pabste darbot.

Vielleicht — sprachen Margarethens Tröster — gedenkt der Kaiser seine Enkel zu Markgrafen von Thuscien und Ancona zu erheben, oder sie mit Bologna und Romagna zu belehnen denn gewiß wird er diese Länder, die zum Theil schon in seiner Gewalt sind, dem Pabste und dem Guelphischen Freystaate vollends entreissen.

Margarethens Besorgnisse wurden durch diesen Trost ihrer Freunde weniger vermindert, als durch eine Nachricht vermehrt, die sie in den letzten Tagen des Jahres 1241 aus Foggia erhielt. Eine von den Kammerfrauen der Kaiserin Isabelle meldete ihr den Tod ihrer Gebieterin, die im Kindbette mit ihrem neugebornen Kind starb.

Auch ausser den Mauern vor Sankt Felice würde Margarethe den Tod der würdigen Kaiserin Isabelle tief betrauert haben, innerhalb derselben mußten aber ihre Thränen freilich reichlicher fliessen, da sie in ihr eine Fürsprecherin bey dem Kaiser verlor; und sehr nöthig glaubte sie dieser zu bedürfen, so oft sie die Verzögerung der Erfüllung des Friedrichs beunruhigte.

Die Ursache der Thränenströme, die Margarethe über den Tod der Kaiserin vergoß, blieb ihren Vertrauten nicht verborgen, Azzo aber versicherte sie, daß ihre Thränen um Isabelle nur der Freundin, nicht der Fürsprecherin fliessen dürften.

Glaubt den Worten Eures treuen Dieners, gnädigste Frau — lautete der Schluß von des Kastellans tröstlichem Zuspruche — daß Ihr bey kaiserlicher Majestät Fürsprecher habt, die in Sachen, welche Land und Leute betreffen, und zu diesen gehören die Angelegenheiten der Prinzen, Eurer Söhne, mehr vermögen, als die seelige Kaiserin. König Entius *) und der Liebling unseres gnädigsten Herrn, Herr Ezzelino de Romano, sind Eure Freunde, und bemühen sich eifrig, die Beschlüsse des Kaisers für seine Enkel zu beschleunigen.

Ein Fremder — trat Azzo, wenig Tage nach der erhaltenen Nachricht von Isabellens To-

*) Durch seine Gemahlin Adelasia, welche ihm die beyden Fürstenthümer Torri und Gallura zum Mahlschatze brachte, durch die Gunst seines Vaters und die Gewalt der Waffen wurde Entius König von Sardinien.

de — der aber nur Euch selbst seinen Namen sagen will, verlangt Euch zu sprechen.

Doch nicht ohne meine Söhne — fragte Margarethe, der in diesem Augenblicke die Warnung des Kaisers vor den allgemeinen Feinden des hohenstaufischen Stammes in die Gedanken kam.

Nein — antwortete Azzo — Ausser diesen bittet er aber, während seines Gesprächs mit Euch, alle Zeugen zu entfernen.

Soll ich ihn hören — äusserte Margarethe einige Unentschlossenheit.

Sein Ansehen ist unverdächtig — versicherte Azzo —

Wäre es auch nicht, so — wendete sich Heinrich zu seiner Mutter — so dächte ich doch Ihr härtet den Fremden an. Ich und mein Bruder, wir weichen nicht von Euch, und kennen unsere Pflicht, wenn der Fremde Euch sollte beleidigen wollen.

Nun wohl, so führt ihn zu mir — fuhr Margarethe gegen Azzo fort.

Dieser entfernte sich, und öffnete bald hernach dem Fremden die Thür zu dem Zimmer Margarethens.

Ich wünschte — begann der Fremde, nach einer stummen Verbeugung gegen Margare-

then und die Prinzen — mit Euch, gnädigste Frau, in einem Zimmer zu sprechen, wo niemand uns belauschen kann.

Dies würde auch hier nicht geschehen — antwortete Margarethe — doch weil Ihr es fürchtet, so begleitet mich in dieses Gemach, wo Ihr ganz ohne Furcht, belauscht zu werden, sprechen könnt.

Sie führte ihn in ein anderes Zimmer, ihre Söhne folgten ihr, und nun fragte der Fremde: kennt Ihr mich, gnädigste Frau?

Marg. Mich dünkt, ich sah Euch noch nicht, Euern Namen, Herr Ritter, wenn ich bitten darf, und die Ursache, welche mir Euer Besuch bringt.

Der Fremde. Diese wird, wie ich hoffe, keiner weitern Frage bedürfen, wenn ich Euch meinen Namen nenne. Es ist Pagano de Turre, welcher die Ehre hat, im Namen des Mailändischen Staats und des Herrn Markgrafen von Este vor Euch, gnädigste Frau Königin, zu erscheinen.

Marg. Ihr irrt, Herr von Turre, wenn Ihr glaubt, daß mir Euer Name die Ursache Eures Besuchs verräth. Was könnten die Mailänder, was der Markgraf von Este, diese Feinde und Empörer gegen den Kaiser ihren

Herrn, was könnten diese von mir, der Tochter Friedrichs, begehren?

D. Frem. Nichts von der Tochter Friedrichs, wohl aber von der Königin Margarethe und ihren Söhnen, von ihnen, gegen welche es der Kaiser vergißt, daß er ihr Vater ist, um an ihnen zum Tyrannen zu werden.

Marg. Gemach, Herr Pagano! Wollt Ihr, daß ich Euch länger hören soll, so gefalle es Euch, Eure Zunge ein wenig zu zähmen, wenn Ihr von dem Kaiser, meinem Herrn und Vater, sprecht. Nun wird es mir freilich nicht schwer, Euch zu errathen, und daher wäre es, genau genommen, unnöthig, Euch zu hören, doch es geschehe um meiner Söhne willen.

D. Frem. (zu dem Prinzen Friedrich) Euch, gnädigster Herr, bietet Pagano de Turre, im Namen des ganzen Mailändischen Volks, die lombardische Krone an; der Markgraf von Esto samt allen Guelphen ein Bündniß zu Schutz und Trutz.

Friedr. (kalt und stolz) Friedrichs Enkel wird nie sein Gegner werden; und dächte er auch hierzu verrätherisch genug: so würde er sich doch nie nach einer Krone sehnen, die mit Zaubermacht seinen Vater in den Kerker drückte, ehe sie noch sein Haupt bedeckte.

D. Frem. War es der Mailänder Schuld, daß Euer erlauchter Vater fiel? Wäre er früher in meine Vaterstadt gekommen, hätte er sich nicht in Deutschland in nutzlose Fehden verwickelt, so würde jetzt Italien seinem Zepter gehorchen, und Ihr, gnädiger Herr, athmetet nicht Kerkerluft ein.

Friedr. Wer sagt Euch, daß ich mich in einem Kerker befinde?

D. Frem. Scheint es Euch nicht so, so versucht einmal aus dem Thore von Sankt Felice zu gehen, und die Lanzenknechte, die dort Wache halten, werden es Euch sagen. Doch unser Gespräch mögte sich von der Kühle entfernen, die bey jeder Prüfung so nöthig ist! (zu Margarethen) Zu Euch, erhabene Königin, wende ich mich wieder zu. Ich weiß, daß die Art, wie Ihr von dem Kaiser behandelt werdet, aus Eurem Busen dennoch die Empfindungen der Tochter gegen den Vater nicht entfernen konnte; ich weiß, daß Ihr Eure Söhne mit gleichen Empfindungen belebtet, und sie nicht zur Rache ihres Vaters, sondern zum Gehorsam und zur Treue gegen ihren Großvater erzogt, und fühle vollkommen, wie vortreflich und edel Ihr hierin handeltet; aber erlaubt mir die Erinnerung, daß Euch die Pflichten gegen Söhne, die Eurer Liebe würdig sind, heiliger seyn müssen, als

die Pflicht gegen einen Schwiegervater, der Euch ungerecht und grausam von sich stößt. Er hat die seinigen vergessen, was kann Euch verbinden, die Eurigen zu erfüllen, und Euch und Eure Kinder unglücklich zu machen, indem Ihr thut, was Euch schon längst nicht mehr obliegt? Der Kaiser hat das Band zerrissen, das Euch an ihn kettete, wollt Ihr Eure Söhne nie durch ein anderes an die Welt binden, der sie, wie jeder Mensch, zu dienen schuldig sind, und der sie auch gewiß nicht wenig nützen würden?

Marg. Ich lasse Euch ausreden; schmückt aber Eure Rede so schön es Euch immer gefällt, auf mich und meine Söhne bleibt sie sonder Eindruck.

D. Frem. Ihr trauet dem Versprechen des Kaisers; väterlich für sie zu sorgen; erinnert Euch aber, gnädigste Frau; wie manches Versprechen schon der Kaiser gab, das er nie zu erfüllen gedachte, und auch nie erfüllt hat. Könntet Ihr zweifeln, ob das Euch gegebene unter diese Zahl gehört? Dem Dringen des Herzogs, Eures Bruders auszuweichen, versprach der Kaiser Euch und Euren Söhnen Freiheit und Versorgung, aber der Erfolg hat bewiesen, daß es nicht sein Wille war, dieses Versprechen zu erfühen. Zurück wies er die Aufforderung des

Herzogs, Eures Bruders, mit leeren Ausflüchten, mit denen er auch die Bitten seiner Gemahlin beantwortete. Der Tod hat Euch diese Vorsprecherin entrissen, niemand bittet mehr für Euch, und — glaubt den Worten eines Mannes, der sich um Euer Wohl bemüht — und bald wird Eure gemilderte Haft wieder so streng werden, als sie es vor der Verwendung Eures Bruders war, denn fürwahr der Kaiser, der jetzt, immer siegreich, einem jeglichen trotzt, wird den Herzog von Oesterreich nicht fürchten, sondern gegen ihn seine Waffen wenden, wenn sie in Italien nicht mehr hinreichende Beschäftigungen finden. (zu Friedrichen) Nun, mein Prinz, wie gefällt Euch das Bild, das Eure Einbildungskraft leicht mit den noch fehlenden Farben wird ausmahlen können?

Friedr. (heftig) Ein Verleumder, ein Verführer zeichnete es mit Kohle!

Heinr. Aber er müht sich vergebens; unerschüttert steht unsere Treue gegen unsern Großvater, den erhabnen Friedrich!

D. Frem. Meinem Vorsatze gemäß zu handeln, stelle ich Euch das Gegenbild dar, dann mögt Ihr wählen! Wählet Ihr falsch, so ist die Schuld nicht mein, Euer Freund Azzo ist mit mir einverstanden. Unter dem Vorwande: daß es auf Befehl des Kaisers geschähe, öffnet

er Euch, sobald es Euch gefällt, das Thor von Sankt Felice. Nicht fern von hier harrt im Verborgenen eine Schaar tapferer Mailänder, die Euch, von mir geführt, sicher zum Markgrafen von Esto leitet. Von ihm mit einer stärkern Bedeckung versehen, damit Ihr nicht nöthig habt, die Nachstellungen Ezzelins zu fürchten, begleitet Ihr mich dann nach Mailand, wo viel Tausende bereit stehen unter der Anführung ihres gewählten Königs Friedrichs zu fechten.

Marg. Azzo von Tiepoli wäre Euer Vertrauter! Nein, unmöglich kann dieser wackere Mann zum Verräther an seinem Herrn werden!

D. Frem. Er wurde es, weil er erkannte, daß die Pflicht, Unschuldige zu vertheidigen, noch heiliger ist. (zu Friedrichen) Nun, mein Prinz, wählt zwischen dem Thron und dem Kerker!

Friedr. Wäre mir auch der erstere so gewiß, als Ihr mich zu überreden trachtet: so würde mich die Aussicht auf ihn doch nicht zum Verbrechen, zur Empörung gegen meinen Großvater reizen. Auf einem Throne durch Verbrechen errungen, lebt es sich weniger ruhig, als mit schuldlosem Gewissen im Kerker.

Marg. Wohl Dir, mein Sohn, daß Dir meine Lehren so unvergessen sind!

D. Frem. Und wohl Euch, Frau Königin, daß Ihr Eure Söhne also lehrtet, (zu den Prinzen) kommt an meinen Busen, meine Neffen, an den Busen Eures Oheims Ezzelino.

Marg. (erstaunt) Ihr Ezzelino de Romano!

Ezzelino. Euer Freund. Was ich bisher sagte, war Probe für Eure Söhne. Sie haben besser bestanden, als ich vermuthete.

Marg. Fürwahr eine harte Probe für Jünglinge, in welchen Drang nach Freiheit und Durst nach Thaten um so mächtiger spricht, da sie ihn bis jetzt in sich verschließen mußten.

Friedr. Für uns, die Margarethe lehrte, war die Probe nicht zu hart, schmerzhaft aber das Mißtrauen, das sie veranlaßte.

Ezzel. Ich weis, was man dem Jugendfeuer verzeihen muß, und verlangte daher von Euch, meine geliebten Neffen, nicht mehr als Ihr leisten konntet, forderte nicht mehr von Euch, als daß Ihr nur dem Tone, in welchem ich von unserm großen Vater sprach, nicht beystimmen, die Gelegenheit, die ich Euch zur Rache an ihm zeigte, nicht hastig ergreifen solltet. Schwanken hättet Ihr können — dies würde mein Vertrauen zu Euch nicht vermindert haben, denn in Eurer Lage wäre es verzeihlich gewesen; daß ihr aber nicht schwanktet, hebt die-

ses Vertrauen auf den höchsten Gipfel. Vernehmt jetzt zum ersten Lohne für Eure Festigkeit die frohe Botschaft, daß Ihr frey seyd, und nach Eurer Willkühr mich zum Kaiser begleiten, oder in welcher Stadt des kaiserlichen Italiens es Euch gefällt, so lange leben könnt, bis die Fehde Eures Vaters mit dem Pabste durch den Frieden geendiget ist.

Friedr. Nein, wir begleiten Euch, mit unserm Vater wider seine Feinde zu kämpfen.

Heinr. Seht, wir sind groß und stark, und wissen die Waffen zu führen.

Ezzel. Und Muth, das Eigenthum der Hohenstauffen, flammt aus Euren Augen.

Friedr. Geleitet von dem Helden Friedrich soll er den Feinden seines Namens bald fürchterlich werden.

Marg. (zu Ezzelino) Sehet, wie die Einbildungskraft meiner Söhne schon schwärmerisch in froher Zukunft schwelgt; doch ehe wir einen Entschluß fassen, sagt uns, mein wackerer Schwager, woher jetzt mit einemmale uns die Freiheit wird, nach der wir uns so lange vergebens sehnten? Hellt mir die Dunkelheiten Eures geheimnißvollen Besuchs auf, und dieser schweren Probe, die Ihr meine Söhne bestehen liesset.

Ezzel. Welchen Verdacht unser Vater gegen Euch hegte, ist Euch bekannt, aber ihr wißt

vielleicht noch nicht, wer ihn in demselben bestärkte. Es war Manfred, dieser unwürdige Sohn Friedrichs, der durch heuchlerische List das Herz meines Vaters gefangen hält, und, von der Habsucht gereizt, alle Kinder Friedrichs von der Erde zu tilgen wünschte, damit nur er, der einzige Erbe aller seiner Reiche werden mögte. Ich und der edle Entius vereinigten uns mit Isabellen, den Kaiser zur Gerechtigkeit gegen Euch und Eure Söhne aufzufordern, aber Manfred machte sein Ohr taub gegen unsere Bitten. Auch in Eurer Einsamkeit ist es Euch unfehlbar kund geworden, welche Macht dieser gleisnerische Böswicht über seinen Vater besitzt; ihrer bediente er sich wider Euch, und unsere vereinigten Bemühungen reichten kaum hin, die von Manfreden bezielte noch grössere Verbitterung des Kaisers zu verhindern. Er machte den Argwohn in ihm rege: daß Ihr Eure Söhne zu Rächern ihres Vaters an ihm bildetet; und Azzo's Berichte von Euch, so genau sie auch diesem Vorgeben entgegenstanden, vermogten nicht Friedrichs Argwohn zu entfernen. Verbunden mit unserm Schwager Entius bestürmte ich endlich vor einigen Tagen den Kaiser so lange mit Bitten, bis er mir Erlaubniß gab, zu Euch zu gehen, und Euch samt Euren Söhnen

nen, erforschen zu dürfen. Manfred konnte uns nicht entgegen arbeiten, denn er befand sich abwesend, dem Kaiser neue Verstärkung zuzuführen. Ich eilte, meine Reise anzutreten, ehe er zurückkam, empfing von dem Kaiser die nöthigen Verhaltungsbefehle, und seine Erfindung war es, womit ich mein Gespräch mit Euch begann.

„Widerstehen meine Enkel Eurer Aufforderung — sprach der Kaiser zu mir, bevor ich ihn verließ — so führt sie mit ihrer Mutter zu mir. Sie sollen mir willkommen seyn, und zum Feste wird mir der Tag werden, wo ich, statt meines verlornen Sohnes, in seinen Kindern zwey bessere erhalte. Doch vielleicht — setzte er nach einiger Zeit hinzu — hat es ihnen in ihrem Gefängnisse an Gelegenheit gemangelt, sich schon zu Kriegern zu bilden, und Ihr wisset, daß jeder, der jetzt um mich lebt, es seyn muß; gebricht es ihnen daher noch an Kenntnissen, oder an körperlicher Stärke: so hängt es von ihrer Mutter ab, in welcher von meinen getreuen Städten sie mit ihren Söhnen leben will, bis sie hinlänglich in den Waffen geübt sind, neben ihrem Vater zu fechten.“

Friedr. Kommt, mein Oheim, und begleitet uns in den Hof des Schlosses, damit Ihr

Euch überzeugt, daß wir nicht mehr Uebung in dem Gebrauche der Waffen, wohl aber Uebung im Kriege selbst bedürfen.

Ezzel. Unnöthig wäre dieser Beweis bey diesen starken Muskeln und bey dem Feuer Eurer vollen Augen, welches Euch das Zutrauen des alten Kriegers Ezzelino gewinnt. (zu Margarethen) Unfehlbar begleitet Ihr doch Eure Söhne zum Kaiser, und berathet Euch mit ihm, welche Stadt Ihr zu Eurem künftigen Aufenthalt wählen wollt.

Marg. Gewiß wird mir der Kaiser vergönnen, meinen Aufenthalt zuweilen zu verändern, damit ich meinen Söhnen immer nahe seyn, und erfahren kann, ob sie die Hoffnungen erfüllen, die Ihr Euch von ihnen macht.

Bis spät in die Nacht mußte Ezzelino Margarethen und ihren Söhnen von dem Kaiser erzählen; des andern Tages verliessen sie Sankt Felice, nicht ohne Thränen, die bey dem Abschiede von dem tapfern Azzo reichlich flossen. Ihr Weg ging nach Ravenna, wo der Kaiser sich eben befand, von seinen Kriegszügen wieder auszurasten, und sich von neuem zu rüsten. Die Güte und Freude. mit welcher sie von ihm

empfangen wurden, ließ sie vergessen, was sie bisher durch ihn gelitten hatten.

Verzeiht, meine Kinder — sprach der Kaiser zu ihnen — daß ich Euch bisher kein gütiger Vater war, Verleumder hatten mich wider Euch eingenommen, doch werde ich mich bemühen, Euch die Leiden zu vergelten, die Ihr durch mich erduldet habt.

Diese Aeußerungen gewannen Margarethen und ihre Söhne ganz für den Kaiser, der sie auf eine Art behandelte, die vollkommen bewies, daß es sein ernster Wille war, ihnen zu vergüten, was sie bisher gelitten hatten. Entius und Ezzelino zeigten sich nicht weniger liebevoll, gegen sie, und der erste äusserte besonders für Heinrichen, den jüngsten von Margarethens Söhnen, Gewogenheit.

Entius war ohne Kinder, und erbat sich von dem Kaiser die Erlaubniß, den jungen Heinrich an Kindes statt annehmen zu dürfen. Er erhielt sie von ihm so leicht als von Margarethen, die ihrem Sohn hierdurch den Weg auf einen Thron eröffnet sah, doch war es ihr unangenehm, daß ihre Söhne hierdurch zuweilen getrennt wurden. Entius wollte sich nicht von seinem angenommenen Sohn scheiden, und eben

so wenig der Kaiser seinen lieben Enkel von sich lassen.

Auch Manfred äusserte viele Zärtlichkeit für seine Schwägerin und seine geliebten Neffen, und nahm den Schein an, immer so günstig von ihnen gedacht zu haben, als er jezt vorgab. Margarethe und ihre Söhne, von dem Gegentheile überzeugt, zwangen sich, hiervon nichts zu verrathen, denn nach dem Rathe Ezzelino's und Entius suchten sie sorgfältig alles zu vermeiden, diesem viel vermögenden Heuchler noch mehr verhaßt zu werden, als sie es ohnehin schon waren, doch hüteten sie sich auch nicht minder sorgfältig, die Vermuthung in ihm hervorzubringen, daß sie seine Gewogenheit suchten, und sich vielleicht von ihm zum Mitarbeiter an einem Plane, mit dem sich seine Habsucht immer beschäftigte, würden gebrauchen lassen.

Margarethe mußte bald ihre Söhne von sich scheiden sehen. Mit seinem Oheim Entius zog Heinrich, mit seinem Großvater Friedrich, zu Felde, wenig Wochen nach ihrer Ankunft in Verona, wo ihre Mutter noch einige Zeit verweilte.

Der Kaiser hatte sie gebeten, die Aufsicht über die Erziehung des jüngern Heinrichs und einer Tochter zu übernehmen, die er einige Jahre nachher mit dem Grafen von Flandern verlobte. Friedrich hatte hierbey die doppelte Absicht, Margarethen sowohl Beschäftigung, als seinen Kindern eine sorgfältige Pflegerin und würdige Erzieherin zu geben. Nun, da Wahrheit den Wahn verscheucht hatte, der ihn vordem wider Margarethen einnahm, war an die Stelle der übeln Meinung, die er zuvor von ihr hatte, bald Achtung und Gewogenheit getreten.

Mit vollem Vertrauen übergab er ihr die geliebtesten seiner Kinder, die Pfänder der Liebe seiner Isabelle, deren Andenken oft aus seinem Auge eine milde Zähre floß. Besonders empfahl er ihr den fünfjährigen Heinrich, einen lieben Knaben, der schon deshalb die ausgezeichnete Liebe seines Vaters verdient, weil ihn die trefflichen natürlichen Anlagen desselben zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten.

Margarethe zeigte sich des Vertrauens ihres Schwiegervaters vollkommen würdig. Mit der zärtlichsten mütterlichen Sorgfalt wachte sie für das Wohl der Kinder ihrer Freundin Isabelle. Dieser verewigten Edeln war sie die Wiedervereinigung mit ihren Söhnen schuldig,

ihr selbst hatte sie nur kalt und durch Schreiben denken können — wie erwünscht mußte es ihr daher nicht seyn, den unsterblichen Dank gegen Isabellen nun an ihren Kindern beweisen zu können.

Ungetrennt von diesen brachte sie den größten Theil ihrer Zeit in Neapel zu, verließ es aber auch bisweilen, um sich in eine Stadt zu begeben, wo sie ihren Söhnen näher war. Diese begleiteten ihren Großvater unablässig zu seinen rastlosen Kämpfen, wo sie sich bald als würdige Enkel desselben bewiesen. Ihre Fortschritte in der Kriegskunst und in andern Kenntnissen befestigten die Gunst Friedrichs und seines edeln Sohnes, des wackern und geraden Enzius, immer mehr, und oft freute sich der letzte, in seinem Neffen Heinrich einen Erben gefunden zu haben, wie er ihn wünschte.

In dem ersten Jahre, das Margarethe und ihre Söhne wieder in völliger Freiheit verlebten, machte der Tod des Königs Heinrich die lebhafteste Betrübniß in ihnen rege. Man suchte ihnen zwar die Art desselben und den mitleidswürdigen Zustand, in welchem der Verstorbene die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, zu verhehlen, aber doch blieb ihnen beydes nicht ganz verborgen, Heinrich hatte in dem letzten Jahre nur wenig helle Augenblicke gehabt, sein

ne Raserey stieg so hoch, daß man ihn fesseln mußte. Sie verließ ihn nicht, und in einem der heftigsten Anfälle derselben starb er.

Auch der Kaiser wurde durch seinen Tod heftig erschüttert. Er sahe jetzt nicht mehr den unstrafbaren Empörer in ihm, sondern nur den unglücklichen und mitleidswerthen Sohn.

Tröste Du, mein Friedrich — schloß er einst im Ausbruch des Schmerzes seinen Enkel in die Arme — tröste du mich für diesen Verlust eines Sohnes, der irre geleitet von bösen Verführern die Pflichten gegen seinen Vater vergaß.

Friedrich ließ die Erwartungen seines Großvaters nicht unerfüllt. Ein Jüngling, edel und bieder, tapfer im Kriege, und durch einen viel umfassenden Geist mit der Staatskunst bald vertraut gemacht, gewann er sich die Achtung Aller, die ihn kannten. Es würde uns nicht schwer werden, Dir, lieber Leser! Belege zu liefern, daß ihm dieser Zoll nicht ohne Verdienst wurde, aber dies würde uns zu tief in die Geschichte des Krieges verwickeln, in welchem sich Friedrich seinem Großvater und andern werth machte, und diese liegt gänzlich außer unserm Plane, weil sie auf die Schicksale Margarethens keinen Einfluß hat. Dagegen glauben wir nicht unberührt lassen zu dürfen,

daß der Kaiser im Jahr 1245. einen Reichstag nach Worms ausschrieb, sich mit den versammelten Fürsten zu berathen: auf welche Art den Beschlüssen der Kirchenversammlung zu Lion, wo Pabst Innocenz der Vierte, Gregors Nachfolger, des Kaisers Verderben zu vollenden gedachte, könnte entgegen gearbeitet, oder die Folgen derselben verhütet werden.

Zu Verona erschien auch der Herzog von Oesterreich, und fand seine Schwester, die dahin gekommen war, den geliebten Bruder zu sehen, und sich mit ihm von ihrer theuren Mutter und von den Begebenheiten zu unterreden, die sie selbst gegenseitig seit einer so langen Trennung betreffen hatten.

Denkt Euch, theure Leser! die Empfindungen zweyer Geschwister, die sich zärtlich liebten, beim Wiedersehen nach einer Trennung von zehen Jahren, in deren Laufe sie der Leiden so viele erduldet, und nur selten Freuden genossen hatten, wie sie sich des Andenkens der letztern freuten, und der erstern sich nur erinnerten, den Genuß ihres jetzigen Glücks noch höher zu würzen.

Zu Verona gab auch Herzog Friedrich einen Beweis, wie heilig ihm sein Wort war. Fünf Jahre zuvor hatte er, bey einem Friedensschlusse mit dem König von Böhmen, mit dem

er, nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser, in einen neuen Krieg verwickelt wurde, eine Eheberedung zwischen dem ältesten Sohne desselben, dem Markgrafen Wladislaus von Mähren und seiner Nichte Gertrud, der Tochter Heinrichs des Grausamen, gestiftet, jetzt warb der Kaiser um die Hand dieses Fräuleins; vielleicht nur um den Herzog von Oesterreich noch fester an sich zu ketten. Für diesen und für Gertruden wäre eine Verbindung desselben mit dem Kaiser allerdings ehrenvoller gewesen, als mit dem Markgrafen von Mähren, und zugleich auch mehr nach seinem Wunsche, weil ihm die enge Freundschaft des Kaisers nicht weniger werth war, als die seinige diesem. Aber Wladislaus hatte sein Wort, das Friedrich nicht gewohnt war, zu brechen.

Diese nähere Verbindung des Herzogs von Oesterreich mit dem Könige von Böhmen war dem Kaiser äusserst unangenehm. Er kannte den König Wenzel als den mächtigsten und heftigsten seiner Feinde in Deutschland; wußte, wie eifrig er bemüht war, dem Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspo, den Innocenz zum Gegenkaiser bestimmt hatte, die Stimme der Wahlfürsten zu gewinnen; und argwohnte, daß es ihm vielleicht gelingen mögte, auch den Herzog von Oesterreich an seine Parthey zu ziehen.

Heinrich Raspo war Friedrichs Schwager, und obgleich seine Gemahlin nicht mehr lebte, so fürchtete doch der Kaiser, daß Friedrich aus Freundschaft zu ihm mögte hingezogen werden — und fand hierin einen Grund mehr, die Trennung seines Bündnisses mit dem Könige von Böhmen zu wünschen und zu betreiben.

Er suchte dem Herzog zu beweisen, daß er nicht verbunden wäre, einem Feinde seines Lehnsherrn sein gegebenes Wort zu erfüllen; und wurde empfindlich, als ihm der Herzog zur Antwort hierauf blos die Versicherung gab: daß seine eigene Treue unerschüttert bleiben würde, wenn schon sein Verwandter, der König von Böhmen, die Pflichten gegen des Reichs Oberhaupt vergessen sollte.

Auch diese Empfindlichkeit veränderte des Herzogs Entschluß nicht, und der Kaiser kehrte von ihr, weil er sie ohne Nutzen sahe, bald wieder zu der freundschaftlichen Wärme zurück, mit welcher er dem Herzoge zuvor begegnet war. Er bestätigte einige Freiheitsbriefe, die seine Vorgänger den Herzogen von Oesterreich gegeben hatten, vermehrte sie mit neuen, und vergönnte dem Herzog ein königliches Diadem zu tragen.

Den Tag vor seiner Abreise von Verona gab Friedrich seiner Schwester eine Nachricht von ihrer geliebten Mutter, die er absichtiglich

bis jetzt zurückbehalten hatte, die Freude, welche Margarethen seine Gegenwart brachte, nicht zu stören.

Schon seit einiger Zeit war Frau Theodore kränklich. Eigene Leiden und die Leiden ihrer Kinder — doch bey zärtlichen Müttern gehören ja diese auch mit unter die Zahl der erstern — hatten ihre Gesundheit zerrüttet, und sie früher dem Grabe nahe gebracht. Sie wünschte die liebe Dulderin, Margarethe, vor ihrem Abscheiden noch einmal zu sehen, und diesen Wunsch theilte jetzt Friedrich seiner Schwester mit. Ohne Verzug würde sie ihn erfüllt, und ihren Bruder begleitet haben, aber ihr Pflegesohn, des Kaisers Liebling, der junge Heinrich, war gefährlich krank — sollte sie ihn verlassen!

Ihr Bruder selbst forderte sie zum Gegentheil auf, weil ihm Theodore in einem Schreiben, warin sie ihm den Einbruch des Herzogs von Bayern in sein Land meldete, von ihrer Gesundheit beruhigende Nachrichten gab. Der Lenz schien in sie, wie in die Natur neue Kräfte gegossen zu haben.

Allein eilte demnach Friedrich in sein Land, wo er sich den weitern Fortschritten des Herzogs von Bayern entgegen stellte, und seiner Mutter durch einen Diener die frohe Botschaft geben

ließ, daß Margarethe mit ihren Söhnen ihm bald nachfolgen würde.

Der Durst nach Thaten trieb Margarethens Söhne, unmittelbar nach der Entfernung ihres Oheims, wieder von ihrer Mutter hinweg. Der junge Heinrich war noch nicht genesen, wie konnten die muthigen Jünglinge bis zu der Zeit, wo die Aerzte dieses versprachen, in Unthätigkeit leben, da ihr Großvater eben jetzt in das Feld gerufen wurde!

Des Kaisers Kundschafter hatten ausgespähet, daß die Mailänder bewogen durch den Pabst, ihre eiserne Krone dem Landgrafen Heinrich Raspo angeboten, und ihn aufgefordert hatten, sie an der Spitze eines mächtigen Heeres wackerer Thüringer abzuholen. Er eilte daher, die abtrünnigen Mailänder für diesen Frevel zu züchtigen, und sie, wo möglich, so empfindlich zu schwächen, daß ihre Hülfe dem Landgrafen von Thüringen, wenn er ihre Einladung annehmen sollte, zur Erringung der kaiserlichen Krone wenig frommen würde. Eilend näherte er sich daher der aufrührischen Stadt von einer Seite, und ertheilte durch Heinrichen dem Kö-

nig von Sardinien Befehl, sie von der andern anzugreifen.

Sobald Heinrich zu seinem Oheim gekommen war, rückte er mit diesem vor Mailand, wo der muthige Jüngling seinen Tod fand. In einem hitzigen Treffen mit den Feinden hatte er sich von seinem Feuer, nur mit wenigen Begleitern, zu tief in die stärksten Haufen fortreissen lassen. Er kämpfte hier mit seinen Gefährten so tapfer, daß er den Sieg vorbereitete, den das kaiserliche Heer erfocht, mußte aber endlich der überlegenen Menge unterliegen; und Entius wie Friedrich freuten sich des errungenen Sieges weniger, als sie sich über den Tod ihres lieben Heinrichs betrübten.

Mit der Nachricht desselben sendete der Kaiser seinen Enkel Friedrich nach Verona. Er hoffte, daß seine Gegenwart Margarethen am ersten über den Verlust ihres jüngern Sohnes würde trösten können; forderte ihn auf, ihr denselben mit möglichster Schonung bekannt zu machen, und sie dann nach Oesterreich zu begleiten, wo die Freude, bey ihrer Mutter und ihrem Bruder zu leben, ihren gerechten mütterlichen Schmerz vielleicht lindern würde.

Die Erfüllung der ersten Hälfte von dem Auftrage seines Großvaters war Friedrichen unmöglich. In ihm selbst wüthete Schmerz zu

heftig, um ihn seiner Mutter verbergen zu können. Margarethens Gesundheit, durch die Nachtwachen an dem Siechlager ihres Pfleglings erschüttert, wurde es durch diesen neuen Stoß noch mehr. Eine gefährliche Krankheit warf sie auf das Lager, und erst nach einigen Wochen siegten Natur und die Kunst der Aerzte über dieselbe.

Sobald Margarethens Körper völlig wieder hergestellt war — ihre Seele litt noch immer — machte sie sich mit ihrem Sohne nach Oesterreich auf den Weg; dem folterndsten Schmerze wurde sie aber zur Beute, da sie ihre Reise kaum einige Meilen über die Gränzen Steyermarks fortgesetzt hatte, und die fürchterliche Nachricht von dem Tode ihres Bruders und ihrer Mutter ihr entgegen hallte.

Wir wollen den Abstufungen der Empfindungen Margarethens, von Verzweiflung zum dumpfen Schmerze, bis zur sanften Wehmuth herab, nicht nachgehen, sondern Euch, theuren Leser! nur erzählen, was Friedrichs und Theodorens Tod so schnell und zu gleicher Zeit herbeyführte.

Kurz nach seiner Zurückkunft aus Italien wurde der Herzog von Oesterreich von seinem unversöhnlichen Feinde, dem Könige von Ungarn, angefallen.

Der Heldenmuth Friedrichs und seine Hitze vergaß zuweilen die nöthige Vorsicht. Auch jetzt sprengte er, nur von zwey Rittern begleitet, dem übrigen Heere voran. Ein feindlicher Pfeilschuß warf sein Pferd zu Boden; einige Ungarn stürzten sich auf den gefallenen Herzog, der unter den Streichen sein Leben aushauchte, ehe seine zurückgebliebenen Krieger zu seiner Rettung herbey eilen konnten.

Die traurige Botschaft von dem Falle ihres Sohnes wurde Theodoren nicht mit der Schonung hinterbracht, die man dieser kranken, zärtlichen Mutter allerdings schuldig gewesen wäre. Schrecken wirkte so heftig auf sie, daß sie ihrem Sohne in wenig Tagen nachfolgte.

Der Prinz Friedrich fürchtete, daß seine Mutter gleiches Schicksal mit Theodoren treffen mögte, doch bey ihr widerstand erneuerte gute Gesundheit der Heftigkeit des Schreckens und den Foltern des Schmerzes über den Tod ihrer Lieben.

Unentschlossen, ob sie weiter reisen, oder nach Italien zurückkehren sollte, verweilte Margarethe einen Tag in Steyermark, dann entschloß sie sich zur Rückkehr nach Verona den Kaiser und seine Kinder noch einmal zu sehen, und dann auf ewig von der Welt zu scheiden.

Schon vor mehrern Jahren hatte Margarethe zu Sankt Felice das Gelübde gethan, sich

der Kirche zu vermählen, wenn sie sammt ihren Söhnen die Freyheit wieder erhielte, sobald dieselben der mütterlichen Pflege und Aufsicht nicht mehr bedürften. Ob sie gleich unmittelbar nach ihrer Befreyung keine Obhut über ihre Söhne mehr nöthig hatte, so wurde sie doch abgehalten, ihre Gelübde zu erfüllen, weil sie der Kaiser bat, die Aufsicht über die Erziehung seiner jüngern Kinder zu übernehmen. Aus Rücksicht auf ihre Söhne wollte sie sich ihm gefällig machen, und verschob daher die Gemäßhandlung ihres Entschlusses, den Schleyer zu nehmen, noch auf einige Zeit, fühlte aber oft mitten im Genuß der Freude über ihre Kinder und Pfleglinge, Ermahnungen ihres Gewissens: die Erfüllung ihres Gelübdes nicht allzulange zu verzögern.

Jetzt fühlte sie sich mehr als jemals zur Einsamkeit gestimmt, um in derselben dem Schmerze über den Verlust, dessen Schläge so schnell auf sie losstürmten, ungestört nachhängen zu können. Diese Stimmung unterstützte die Aufforderung des Gewissens, und fest gegründet wurde bald der Vorsatz in ihr: ihre Flucht in das Kloster nicht länger zu verschieben.

Bey ihrer Ankunft in Italien bemühten sich Friedrich, der Kaiser und seine Kinder gemein-

schaft-

schaftlich, Margarethen zurückzuhalten, allein ihr Entschluß war durch nichts zu erschüttern. Mit Einwilligung des Kaisers wählte sie das Sankt Katharinenkloster zu Trier zu ihrem künftigen Aufenthalte. Vor ihrer Abreise dahin verschafte ihr noch der Kaiser den Genuß eines fröhlichen Tages, indem er ihr versprach, die heimgefallene Lehnen, Oesterreich und Steyer, ihrem Sohne zu geben.

Friedrich sollte bis zur Herstellung der Ruhe in Oesterreich, bey seinem Großvater bleiben, der den Grafen Otto von Eberstein mit einem Heer in das Land seines Enkels zu schicken gedachte, um es als ein erledigtes Lehen, im Namen des Kaisers und des Reichs in Besitz zu nehmen und sich den weitern Unternehmungen des Königs von Ungarn zu widersetzen. Bela befand sich mit seinem Heere noch in Oesterreich, obschon Friedrichs tapfere Krieger den Tod ihres Anführers an den Ungarn gerächt, und ihm Tausende derselben zum Opfer geschlachtet hatten.

Zu Friedrichs Sicherheit beschlossen der Kaiser und Margarethe seine Bestimmung zum Herzoge von Oesterreich und Steyer verborgen zu halten, bis die Ruhe in diesen Ländern fest gegründet wäre. Es war ihnen bekannt, daß

der Herzog von Bayern einen Theil von Oesterreich an sich zu reissen trachtete, und daher vielleicht mit den Ungarn und dem Könige von Böhmen, von welchem ebenfalls ein Angriff zu befürchten war, gemeinschaftliche Sache machen würde.

Dies hoffte der Kaiser zu verhüten, wenn er seinen Enkel noch so lange bey sich behielt, bis von den Ungarn und Böhmen nichts mehr zu befürchten wäre; denn überzeugt von der Treue des Herzogs Otto, glaubte er nicht, daß er wider ein Land, das sich unter der Herrschaft des Kaisers befände, etwas unternehmen würde.

Margarethe hatte das Katharinenkloster zu Trier vor allen andern zu ihrem künftigen Aufenthalte gewählt, weil sie die Aebtissin desselben gegen sich noch so freundschaftlich glaubte, wie sie in den Jahren der Kindheit und Jugend gewesen war.

Unsere Urkunden melden von dieser Aebtissin nur den Vornamen, Mechtild, ohne das Haus zu nennen, aus welchem sie stammte, weshalb wir unsern Lesern dies so wenig sagen, als ihnen berichten können, wodurch das Freundschaftsband zwischen Margarethen und Mech-

tilden geknüpft worden war. Auch wissen wir nicht, ob die letztere sich zu der Zeit, mit welcher wir unsere Geschichte angefangen haben, schon im Kloster zu Trier befand, und ob vielleicht dies die Ursach war, warum wir ihren Namen nicht eher in Margarethens Geschichte fanden. Damals, wo man im Schreiben weniger geübt war als itzt, war er eben nicht nöthig, mit abwesenden Freunden in einem Briefwechsel zu stehen. Man ließ ihnen zuweilen gelegentlich einen freundlichen Gruß vermelden, und fand sich doch wohl beym Wiedersehn, nach langer Trennung, freundschaftlicher wieder als jetzt, ungeachtet der schriftlichen Freundschaftsversicherungen, zuweilen geschieht.

So fanden sich auch Mechtild und Margarethe. Besonders freute sich die letztere, welche sich eifrigst befliß, einen solchen guten Geruch nachzulassen, wie die Heilige, von welcher sie den Namen führte, des frommen Entschlusses ihrer Freundin: das sündliche Leben im Getümmel der Welt mit dem heiligen Wandel im Kloster zu verwechseln.

Mit Salbung wußte sie Margarethen die Seligkeit dieses Himmels auf Erden zu rühmen, wir aber, liebe Leser! übergehen ihre Gespräche, weil wir fürchten, daß sie Euch so wenig

Unterhaltung als Erbauung gewähren mögten; und weil sich Margarethe im Kloster entweder mit der Aebtissin, von dem himmlischen Zion, der babylonischen Hure, oder andern geistlichen Dingen unterhielt, oder mit den übrigen Schwestern im Klostergarten lustwandelte, ihnen in ihren Arbeiten half, und ihnen erzählte, daß es ausser dem Kloster nicht so schön wäre, als wohl manche der vollwangigen Mädchen zu wähnen sich erdreustete: so sehen wir uns genöthigt, ein Jahr von Margarethens Leben zu überspringen, und uns, ehe wir den Faden der Erzählung wieder anknüpfen, ein wenig in das geheime Gemach des heiligen Vaters und Manfreds, und in die Zelle der frommen Aebtissin Mechtild zu schleichen.

Verborgen sollte es bleiben, daß der Käiser die Länder des abgeschiedenen Herzogs von Oesterreich seinem Enkel bestimmt hatte, aber Manfred wußte es, und was diesem bekannt war, blieb nur dann verschwiegen, wenn er sich hiervon Nutzen versprach. Dies war hier der Fall nicht, im Gegentheile glaubte Manfred die Entdeckung für sich nützlich.

Es ist bekannt, daß Manfred alle Kinder und Enkel Friedrichs haßte, und ihnen zu schaden suchte, sobald sich hierzu Gelegenheit zeigte. Auch den jungen Friedrich traf dieser Haß, und er vermehrte sich in gleichem Grade, in welchem des Kaisers Gunst gegen ihn wuchs. Jetzt schien es Manfreden Zeit, ihn zur Verfolgung ausbrechen zu lassen, doch mußte er freilich auf eine Art handeln, wodurch seine verborgene Hand nicht verrathen wurde.

Unmittelbar konnte ihm zwar Friedrichs Fall freilich nichts nützen, da Manfred keine Hoffnung hatte, statt seiner Herzog von Oesterreich zu werden, doch konnte er allerdings die Ausführung seiner Absichten wider den römischen König Konrad erleichtern, weil diesem hierdurch ein mächtiger Freund und Rächer geraubt wurde; hinreichender Grund für Manfreds Habsucht und Herrschbegierde, Friedrichs Verderben zu beschließen.

Zur Erreichung seines Plans hatte Manfred der Hülfe des Pabstes nöthig, dessen eifriger Freund er noch bey dem Leben des Kaisers war, in so fern nehmlich Eifer in der Freundschaft bey einem Manne sich denken lässet, zu dessen Handlungen Eigennutz die einzige Triebfeder ist. An den heiligen Vater Innocenz wendete sich Manfred, denn dieser, hoffte er,

würde gegen Friedrich von Oesterreich ausführen können, was er selbst nicht vermogte. Durch ihn sollte Friedrich an dem wirklichen Besitze seiner Herzogthümer verhindert werden, wozu der heilige Vater die größte Bereitwilligkeit zeigte, weil ihm selbst viel daran lag, diese wichtigen Länder nicht unter der Herrschaft eines Enkels seines Feindes zu sehen. Er versprach dem Fürsten von Tarent, Oesterreich und Steyer dem Kaiser und seinen Enkeln zu entreissen, und legte ihm einen hierzu entworfenen Plan vor, der Manfreds vollkommenen Beyfall erhielt.

Beyde vereinigten sich nun zu der Ausführung desselben, welche der Pabst mit einem Schreiben an die fromme Aebtissin in dem Katharinenkloster zu Trier begann, die er zu seiner Gehülfin zu machen suchte. Er wußte, daß sich Frau Mechtild, nicht weniger als nach der himmlischen Glorie, nach höherer Gemeinschaft mit dem heiligen Vater sehnte, durch die sie sich einst jene erwerben könnte, und zweifelte daher nicht, daß sie sich würde zu allem willig finden lassen, wozu er sich ihrer zu bedienen gedachte.

Sein erstes Schreiben an sie enthielt freilich so wenig von seinem Plane, als von der Ursache, welcher sie die Ehre dankte mit dem

heiligen Vater in einen Schriftwechsel zu kommen. Innocenz begnügte sich, ihr nur in derselbigen zu sagen, daß der Ruf von ihrem frommen Lebenswandel bis zu seinen Ohren gedrungen wäre, und suchte sie zur Ausdauer im Streben nach der himmlischen Krone zu ermuntern. Er glaubte dies hinreichend, das Herz der frommen Mechtild zu gewinnen, und im Besitze desselben hoffte er es nicht schwer, sie zu führen, wohin es ihm gut dünkte.

Zur Stärkung im Guten schlug er ihr den Umgang mit Alberten von Böhmen vor, dessen sich unsere Leser noch erinnern werden, und empfahl ihr Gehorsam gegen die Befehle der heiligen Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes, als die ersten Pflichten einer ächten Christin. Mechtildens demüthiges Antwortschreiben berechtigte ihn bald zu der Hofnung: daß sie alles thun würde, die vielvermögende Gunst des heiligen Vaters zu erwerben.

Sobald er diese Vorbereitung gemacht hatte, ließ er von dem geheimsten seiner Geheimschreiber ein Schreiben verfassen, das mit dem Namen des Königs von Sardinien unterzeichnet, durch einen getreuen und geweihten Boten an Margarethen geschickt wurde. Manfred war der Verfertiger der Urschrift dieses

Schreibens, das ganz in dem Tone der Herzlichkeit abgefaßt war, durch welchen sich Entius die Achtung jedes Rechtschaffenen gewann.

„Manfreds Arglist — war in der Kürze der Inhalt dieses Briefes — hat meinem Neffen, Eurem lieben Sohn, das Herz unsers Vaters entfremdet. Vergebens bemühte ich mich bisher mit Ezzelino, Manfreden entgegen zu arbeiten; gelingt es uns in Zukunft nicht besser, so zweifle ich, daß unser Friedrich die Länder jemals erhalten wird, deren Besitz sein Großvater ihm zugesagt hat. Bis jetzt noch äussert zwar der Kaiser nur Gleichgültigkeit gegen ihn, er mag sich aber hüten, damit sein Zorn nicht völlig wider ihn entbrennet; ein Rath, den ich auch Euch, meine theure Schwägerin, gebe.

Seit zwey Tagen befand sich dieses Erzeugniß der List und der Habsucht Manfredens in den Ländern Margarethens, und beschwerte die Arglose mit kummervoller Unruh, da wiederfuhr dem Jungfrauenkloster zu St. Katharine in Trier das Heil, den frommen Mann, Albert von Böhmen in seinen Mauern zu sehen, der Mechtilden ein zweytes Schreiben vom heiligen Vater brachte.

„Wir versicherten Euch, fromme Tochter — lautete es unter andern — unlängst unserer

väterlichen Obhut und Liebe, jetzt zeigt sich uns eine Gelegenheit, diese Versicherung werkthätig zu machen. Wir haben vernommen daß die treue Tochter der Kirche, die römische Königin Margarethe, in Eurem Kloster lebt, noch mehr, daß sie Eure Freundin ist. Dies allein wäre schon genug, sie uns werth zu machen, wenn wir auch diese sanfte Dulderin nicht bereits kennten. Wir wissen, wie sie das schwere Gebot, Feinde zu lieben und ihnen gutes zu thun, an dem Ketzer Friedrich in Ausübung gebracht hat, der ihr, wie vielen andern Schlachtopfern seiner Tyranney, Thränen erpreßte, die aber dereinst an jenem Tage werden erzählt und gerochen werden. Unser geliebter Sohn Albert wird Euch erzählen; was Friedrich wider die gute Königin und ihren unschuldigen Sohn im Sinne hat; und Euch zugleich auch sagen, wie die Königin dem Ungewitter ausweichen kann, das sich über ihrem Haupte zusammenzieht. Findet Ihr sie empfänglich für guten Rath, und mit dem Gifte der Ketzerey, das bey den Hohenstaufen erblich scheint, nicht angesteckt — denn dann wäre sie unwürdig, daß wir uns ihrer erbarmten — so nehmt Euch dieser Unglücklichen an aus christlichem Mitleid, wie wir es thun, und theilt Ihr den Rath mit, den Albert von Böhmen für sie hat."

Albert erzählte Mechtilden ungefähr das nehmliche, was Margarethe aus dem erhaltenen Schreiben ersehen hatte, und schloß dann mit dem Rathe, daß die Königin selbst nach Oesterreich gehen möchte, die Liebe seiner Bewohner, die ihr einst als Fräulein im reichlichen Maaße worden war, von neuem zu entflammen, und vermittelst derselben ihrem Sohne zu erwerben, was er von dem Kaiser nie erhalten würde. Die Freiheiten des österreichischen Hauses berechtigten sie um so mehr, den Besitz der erledigten Herzogthümer zu hoffen, weil sie auch auf die weiblichen Hinterlassenen forterbten.

Ohne Zweifel wird der größte Theil unserer Leser Manfreds und des Pabstes Absichten, bey dem Plane, dessen Ausführung sie nun eingeleitet hatte, errathen, doch um derjenigen willen, bey denen das der Fall vielleicht nicht seyn mögte, müssen wir sie wohl entschleyern.

Die Verbundenen hofften des Kaisers Zorn wider Margarethen und ihren Sohn zu reizen, wenn sie nach Oesterreich ginge, und auf die Erbfolge selbst Anspruch machte; und war dieser einmal entflammt: so schmeichelte sich Manfred, daß es ihm nicht schwer werden würde,

ihn zu solcher Größe anzufachen, daß Friedrich von Oesterreich ihm zum Opfer fallen würde.

Die Aebtissin Mechtild säumte nicht, ihrer Freundin die Bestätigung mitzutheilen, die der Brief des Königs von Sardinien durch Alberts Bericht erhalten hatte, doch ließ sie denn auch zu ihrem Trost den Rath des letztern folgen, da sie bey der frommen Margarethe nichts von der Gegenwart des Gifts bemerkte, welches der heilige Vater ein Erbtheil aller Hohenstaufen nennte.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir Euch theure Leser! genau entwickeln wollten, wie Margarethe, durch Albert von Böhmen, und die Aebtissin Mechtild, dem Plane des Pabstes nach und nach gemäß geleitet wurde; es sey uns also genug, Euch durch Fingerzeige den Gang anzudeuten, welchen sie nahm.

Frömmigkeit war von Jugend an ein Hauptzug in Margarethens Karakter gewesen, durch sie wurde sie im Dulden gestärkt. Einsamkeit gab ihrer Frömmigkeit einen Anstrich von Schwärmerey, die in den salbungsvollen Gesprächen der frommen Mechtild nicht wenig Nahrung fand, und durch Alberten von Böhmen, der die Rolle eines irdischen Heiligen vollkommen spielen konnte, einen noch höhern Schwung erhielt.

Schwärmer in der Religion belebt gewöhnlich auch höheres Vertrauen auf die Diener derselben wenn nicht die Gattung dieser Schwärmerey gesetzliche Diener der Religion für unnöthig erkennt. Auch wird der Blick abgestumpft für irdische Dinge, wenn er immer nur unter geistlichen umherschwärmt; beydes äusserte sich bald bey Margarethen. Minder hell wie sonst sah sie jetzt, denn bey etwas hellerem Blicke wäre es vielleicht nicht schwer gewesen, Verrath und List zu ahnden; und ihre Meinung von dem heiligen Vater und seinen Dienern sprach jetzt laut zu dem Vortheil derselben, so großen Theil auch bisher der römische Hof an ihren Leiden gehabt hatte.

Ihre Geneigtheit: von allen Menschen das Beste zu glauben, unterstützte die Wirkung ihrer Schwärmerey. Innocenz konnte ja vielleicht besser seyn als Gregor, und sich ihrer und ihres Sohnes annehmen, ob er gleich den Kaiser verfolgte; welcher freilich den Päbsten sowohl Veranlassung zu Beschwerden gegeben hatte, wie diese ihm. Dies letztere fühlte Margarethe immer lebhafter, je länger sie sich im Kloster zu Trier befand, und je mehr die Gespräche mit Mechtilden und Alberten ihre Stimmung umformten.

Traurigkeit öffnet der Schwärmerey den Weg, und herannahendes Alter wird oft von Mißtrauen begleitet. In den Begebenheiten Margarethens lag überdies so viel, wodurch sie zum Mißtrauen verführt werden konnte; der Kaiser hätte sich ihr selbst mehr denn einmal verdächtig gemacht — konnte Verdacht gegen ihn nicht vielleicht gegründet seyn! Albert und Mechtild waren eifrigst bemüht, einen solchen Verdacht zu beleben.

Wäre es des Kaisers ernster Wille gewesen — stellten sie oft und auf mancherley Weise Margarethen vor — Eurem Sohne die Länder zu verleihen, die ihm ohnehin schon durch Erbrecht gebühren, warum hätte er ihn nicht an die Spitze des Heers gestellt, das der Graf von Eberstein nach Oesterreich führte, und ihn dem Lande nicht gleich zum Herrn gegeben, da er im Kriege und in der Staatskunst hinlängliche Kenntnisse besitzt?

Denkt Euch, theure Leser! zu allem, wodurch Margarethe irre geleitet wurde, noch ihre mütterliche Zärtlichkeit, die für den geliebten Sohn Verlust seines Eigenthums fürchtete, und es ihm zu erhalten strebte — und Ihr werdet es ihr gewiß verzeihen, daß sie sich täuschen ließ, und selbst Mitwirkerin an einem Plane wurde, der ihr und ihres Sohnes Verderben be-

zielte, wenn wir Euch noch mit einigen Kunstgriffen bekannt machen, deren sich die Verbundenen bedienten.

Albert von Böhmen hatte sich durch seine fromme Heucheley Margarethens Vertrauen erschlichen; durch ihn gingen ihre Briefe nach Italien, erreichten aber nie den Ort ihrer Bestimmung, sondern blieben in der Hand des Besorgers. Friedrich war die Zeit über zu thätig beschäftiget, seiner Mutter schreiben zu können; sie wurde auch durch keinen Brief aus Italien aus ihrem Irrthume gerissen, und Albert und Mechtild hatten über dies schon dafür gesorgt, daß weder Briefe noch Boten zu ihr kommen konnten.

Endlich brachten sie ein zweytes vorgebliches Schreiben von dem Könige von Sardinien in ihre Hände, den Entschluß der Schwankenden vollends zur Reife zu bringen. Sie erreichten ihren Zweck, Margarethe vergaß ihres Gelübdes; vergaß, daß sie schon im Begriff gewesen wär, Profeß zu thun, und konnte dies sonder Beschwerung ihres Gewissens, weil sie der heilige Vater von der Verbindlichkeit ihres Gelübdes loszählte, so lange Sorgfalt für das Glück ihres Sohnes und für die Ruhe ihres Vaterlandes sie noch nöthigen würde, in der Welt zu leben.

Nun trat Margarethe mit ihren Forderungen hervor, eilte auch, auf den Rath Alberts von Böhmen, oder vielmehr des Pabstes, der aus dem Munde desselben sprach, nach Oesterreich, sich die Gunst seiner Bewohner zu erwerben, und vermittelst derselben, ihren Forderungen grösseres Gewicht zu geben. Sie fand hier Gertruden, die Markgräfin von Mähren, die gleiche Absichten wie die ihrigen dahin geführt hatten.

Gertrud war seit wenig Wochen Wittwe. Ihr Gemahl hatte schon Ansprüche auf Oesterreich gemacht, sich auch unter den Edeln des Landes einige Anhänger verschaft, durch deren Hülfe seine Wittwe einen Plan durchzusetzen hoffte, an dessen Ausführung schneller Tod ihn gehindert hatte; wirklich gaben ihr auch die kaiserlichen Freyheitsbriefe auf die Erbfolge in Oesterreich nicht weniger Recht als Marggrethe, und wahrscheinlich würden der Werber um Friedrichs des Streitbaren Verlassenschaft noch mehrere geworden seyn, wenn ihm nicht seine übrigen Schwestern im Tode vorangegangen wären. Nur Konstanze, die Gemahlin des Markgrafen von Meissen, Heinrichs des Erlauchten, hatte Kinder hinterlassen, die aber bloß an dem hinterlassenen Schatz und an dem Geräthe ihres Oheims Forderung machten.

Jede der beyden Wittwen erhielt ihre Anhänger, von denen sich jede Parthey gleich eifrig bemühte, die Gültigkeit ihrer Rechte vor der andern zu beweisen; dagegen der Graf von Eberstein, die Rechte des Kaisers ausschließend, geltend zu machen suchte. Dem Ausbruche innerlicher Unruhen vorzubeugen, bat er beyde Wittwen des Ausspruchs kaiserlicher Majestät und der Reichsfürsten geduldig zu harren, und gab jeder von ihnen ein Schloß ein, in welchem sie denselben erwarten sollten. Margarethe erhielt Hainburg, Gertrud Mödling.

Graf Otto von Eberstein befolgte die Befehle seines Herrn getreulich und unbedingt, lästig war es ihm zwar, wenn er sich der List bedienen, oder nach den Regeln trügerischer Staatskunst handeln sollte; befahl es aber der Kaiser, so vollzog er seinen Auftrag pünktlich, obgleich die Staatskunst Friedrichs des Zweyten sich der List und des Truges noch mehr erlaubte, als die der mehresten Fürsten. Ihrer Erlaubniß und des Kaisers Befehl zu folgen handelte einst Graf Otto, als er vor Dreifels Margarethen Versprechungen gab, die er nicht zu erfüllen gedach-

dachte. Hierdurch hatte er das Zutrauen der Königin verloren, welches jetzt sowohl ihm als Margarethen schadete.

Zu dieser gesellten sich bald einige der angesehensten von den österreichischen Edeln, von welchen wir nur die mächtigen Künringer und den Grafen Leuthold von Pleichen nennen. Unter den Künringern zeichnete sich besonders der greise Heinrich aus, den unsere Leser im ersten Theile als Marschall, Regenten von Oesterreich und Empörer wider den Herzog Friedrich gesehen haben. Er versicherte, daß er durch Treue gegen den Babenbergischen Stamm das Vergehen abbüßen wollte, dessen er sich gegen den verstorbenen Herzog schuldig gemacht hatte, und bewies durch sein ganzes übriges Leben, daß ihm diese Versicherung Ernst war.

Durch den Eifer, welchen diese Männer für Margarethen bewiesen, gewannen sie sich in kurzer Zeit das vollkommenste Zutrauen derselben; ihnen entdeckte sie die Ursache, welche sie nach Oesterreich geführt hatte, und durch sie erfuhr diese der Graf von Eberstein, dem sie sein Waffenbruder, Graf Leuthold, theils aus Freundschaft, hauptsächlich aber aus Sorgfalt für das Beste Margarethens und die Ruhe seines Vaterlands entdeckte.

Irrwahn, von einem bösen Geiste oder dem heiligen Vater zu Rom ausgebrütet — eiferte Graf Otto — verführt die Königin. Kommt meine Freunde, ihr denselben zu benehmen, bevor er ihr und ihrem Sohne schadet!

Ohne Verzug eilten sie nach Hainburg, fanden aber das Ohr der Königin ihren Vorstellungen weniger offen, als sie wünschten.

Wer mich einmal täuschte — sprach Margarethe unwillig zu dem Grafen von Eberstein, dem gelingt dies so leicht nicht wieder. Zudem habe ich der Beweise für die traurige Wahrheit, die mich aus der seligen Stille meines Klosters gerissen hat, zu viele, als daß es möglich seyn sollte, sie durch den Schall leerer Worte zu widerlegen. Von Euch, Herr Graf, ließ sich freilich ein solcher Versuch vermuthen.

Euer Verdacht, gnädigste Frau — antwortete Otto — thut mir wehe, besonders aus Rücksicht auf Euch und Euren Sohn, da er Euch beyde in Gefahr bringen kann. Ihr setzt Zweifel in meine Worte, aber wollte Gott, daß Ihr in mein Herz blicken könntet: so würdet Ihr erkennen, daß ich Wahrheit sprach! Mich trift Euer Mißtrauen, weil ich es einmal wider mich reizte, welcher Verdacht verschließt aber Euer Herz diesen edeln Männern?

Keiner — versicherte Margarethe — denn daß sie Euch entdeckten, was meinem Feinde freilich nicht hätte kund werden sollen, entschuldige ich, weil sie Euch aus Irrthum nicht für einen Feind achteten, nichts aber kann mich vermögen, meine Meinung zu ändern, so lange mir nicht ein eigenhändiges Schreiben meines Sohnes sagt, daß die Gesinnungen seines Großvaters für ihn noch die nehmlichen sind, und ich zugleich noch andere unwiderlegliche Beweise erhalte, daß ich nicht bisher irrte.

Bey meinem Eide — gnädigste Frau — betheuerte Heinrich von Künringen, in wenig Tagen sollt ihr beyde erhalten! Auf dem flüchtigsten Rosse macht sich heut noch mein treuster Diener nach Welschland auf den Weg. Jetzt kamen wir nur deshalb zu Euch, um Euch schon im voraus zu beweisen, wie schädlich man Euch hintergangen hat.

Beweisen? Womit? — fragte Margarethe erstaunt und mit freudiger Neugierde.

Graf Otto kennt die Handschrift des Königs Entius — fuhr Heinrich von Künringen fort — Es gefalle Euch, ihm das Schreiben zu zeigen, das man Euch für Entius Handschrift unterschob, damit er Euch mit einem Eide betheure: dies schrieb Entius nicht!

Ist dem Grafen von Eberstein — fragte Margarethe — wenn er etwas mit einem Eide und bey seiner ritterlichen Ehre betheuert, mehr zu glauben, als wenn er etwas schriftlich beurkundet?

Wahrlich, Frau Königin — rief Otto mit vor Zorn stockender Stimme — diese Schmach ist zu bitter für diesen grauen Kopf!

Sie komme über den, der sie auf Euch brachte — stürmte freundschaftlicher Eifer aus dem Grafen von Pleichen — und mich, gnädigste Frau — fuhr er gegen die Königin fort — heisse die ganze Welt einen Schurken, und kein ehrlicher Ritter trinke mehr aus einem Kruge mit mir, wenn das Wort des Grafen von Eberstein nicht eisenfest ist, so bald er es in seinem eigenen Namen giebt!

Diese Versicherung hat Werth für mich — erwiederte Margarethe — aber verzeiht es einer Frau, die so oft und so empfindlich getäuscht wurde, wenn sie nicht eher allen Zweifel verscheuchen kann, bis die unwiderleglichsten Beweise ihr die Ueberzeugung geben, die freilich wohl schon dem Worte eines Mannes, wie der Graf von Pleichen ist, folgen sollte. Sehet hier, Herr Graf — schlug sie vor dem Graf von Eberstein ein Papier auf — ob dies die

Handschrift meines theuren Schwagers, des Königs von Sardinien ist?

Sie ist es nicht, antwortete Graf Otto kalt — Betheuern würde ich, was ich nur blos vermeine, verschwendet wäre aber diese Betheurung, da es Eurer Majestät nicht gefallen will, sie zu glauben.

Euer Wort würde mir so viel gelten, als der feierlichste Eid — erwiederte Margarethe — wäre ich einmal getäuscht, nicht mißtrauisch geworden; gern und freudig werde ich Euch aber wegen dieses Mißtrauens um Verzeihung bitten, wenn, was ich so gern hoffte, wenn ich es vermögte — wenn ich die Ueberzeugung erhielte, daß man mich mit den Nachrichten, die mich nach Oesterreich führten, hinterging.

Seinem Versprechen gemäß, sendete Heinrich von Künringen noch des nehmlichen Tages einen Eilboten nach Italien ab, dessen Rückkehr nebst Margarethen auch alle Oesterreicher sehnsuchtsvoll harrten; nur die wenigen ausgenommen, die sich für die Markgräfin Gertrud erklärt hatten. Die Zeit, wo er zurückkommen sollte, war schon verstrichen, und man harrte noch immer vergebens. Künringen sendete ihm

einen zweyten nach, aber auch dieser kehrte nicht wieder. Den ersten tödeten Manfreds Vertraute mit Gift, dessen sich der Fürst von Tarent so oft bediente, ehe er noch Italien erreichte, der andere kam zwar zu Margarethens Sohne, erhielt auch von ihm, dem Kaiser, und von dem Könige von Sardinien Schreiben an die sorgenvolle Königin, die sie vollkommen beruhigt haben würden, aber einige von Manfreds Gehülfen lauerten ihm auf, und hinderten ihn durch den Tod an der Fortsetzung seines Weges.

Vergebens betheuerten Graf Leuthold, Heinrich von Künringen und ihre Genossen die Absendung der Boten, und bemühten sich, Margarethen die Ueberzeugung mitzutheilen, daß sie durch Verrätherey aufgehalten würden. Weit entfernt, dies zu vermuthen, zweifelte Margarethe nicht länger, daß sich die österreichischen Edeln mit dem Grafen von Eberstein verbunden hätten, sie zu hintergehen.

Wirklich vereinigte sich auch alles, den Verdacht der Königin zu bestärken, und sie erhielt gerechte Veranlassung, diejenigen, die ihr mit fester Treue zugethan waren, für Verräther zu halten. Von keinem unter allen, welche die Wahrheit sagten, hatte sie in der vergangenen Zeit Beweise ächter Freundschaft und Treue er-

halten, und die, welche sie für ihre Freunde hielt, hintergingen sie ohne Ausnahme.

Zu Margarethens noch grössern Verwirrungen erregten der Graf von Pleichen und Heinrich von Künringen, so redlich sie es auch mit ihr meinten, scheinbar gerechten Verdacht wider sich. Künringen war schon zweymal zum Verräther an seinem Fürsten geworden, und Graf Leuthold hatte sich dem Herzog Friedrich beynahe zuletzt unterworfen, da zu diesem die Lehnsleute, welche die Acht von ihm getrennt hatte, nach und nach wiederkehrten.

Sophie von Prunn, diese ergebene Dienerin, die durch ihre Gewohnheit: von jedem Dinge die gefälligste Seite aufzusuchen, und sich mit guten Hoffnungen zu nähren; ihrer Gebieterin so oft genützt und sie getröstet hatte, Sophie war nicht mehr. An ihrer Stelle befand sich jetzt Kunigunde von Eckstein, die Margarethe auf die Empfehlung der Aebtissin Mechtild in ihre Dienste genommen hatte. Diese Kunigunde war die einzige unter den Frauen der Königin, die ihr Vertrauen besaß, denn die übrigen befanden sich alle erst seit wenig Wochen in ihren Diensten. So lange sie in dem Katharinenkloster zu Trier lebte, hatte sie sich von einer Layenschwester desselben bedienen lassen, und vor ihrem Eintritt ihre Frauen von sich entfernt.

Durch Sophien wäre vielleicht Margarethe aus der Verwirrung gerissen worden, in welche sie die Kabalen Manfreds und des Pabstes stürzten; aber durch Kunigunden wurde sie immer tiefer in dieselben verstrickt. Die Geschichte sagt nicht bestimmt, ob Kunigunde zu den Geheimnissen des Planes wider Margarethen geweiht war, oder ob sie ihn vielleicht nur aus Unwissenheit und frommer Einfalt beförderte, daß sie aber dies letztere wirklich that, geht deutlich aus unsern Urschriften hervor.

So oft die bekümmerte Margarethe Rath von ihr begehrte, forderte sie Kunigunde auf, dem Grafen von Eberstein und den östereichischen Edeln zu mißtrauen; fest und allein hingegen sich auf den heiligen Vater zu Rom zu verlassen, der die Fülle seiner Güte schon über sie ausgeschüttet hätte, und hinfort nicht weniger väterlich gegen sie seyn würde.

Seit Margarethe das Kloster verlassen hatte, war Pabst Innocenz mit ihr in einen Briefwechsel getreten, um ihrer Leitung nach seinem Plane noch gewisser zu werden. In jedem seinen Schreiben ermahnte er sie, sich durch den Grafen von Eberstein und durch die glatten Worte einiger verrätherischer östereichischer Edeln nicht hintergehen zu lassen, und fügte denn die Versicherung bey, daß sich die Könige von Un-

garn und Böhmen auf sein Anregen mächtig rüsteten, der bedrängten Erbin von Oesterreich beyzustehen.

Auf diese versprochene Hülfe sich verlassend, denn große Stärke hatte ihr Vertrauen auf das Wort des heiligen Vaters schon erreicht, war es Margarethen ziemlich gleichgültig, daß sie von den östereichischen Edeln, die sich bisher zu ihr gehalten hatten, einer nach dem andern verließ.

Von vielen war dieses bereits geschehen, als Heinrich von Künringen noch immer feste Anhänglichkeit äusserte, und sich unablässig bemühte, in Margarethen auf die Fortdauer der gütigen Gesinnungen des Kaisers gegen ihren Sohn, auf die Freundschaft des Grafen von Eberstein, und auf die Treue des größten Theils der östereichischen Edeln, und neben diesen, die Hoffnung zu beleben; daß ein dritter Bote, den er nach Italien abgeschickt hatte, durch Vorsicht und List dem Schicksale seiner Vorgänger entgehen, und bald mit freudigen Nachrichten zurückkehren würde.

Künringen machte wenig Eindruck auf Margarethen; sie trauete seiner Versicherung so wenig, als sie empfänglich für die Hoffnung war, die er in ihr hervorzubringen strebte; und jeder Schein des Vertrauens zu ihm verschwand endlich. Ausschließend mit der Aussicht auf

die Hülfe beschäftigt, die ihr der Pabst zugesichert hatte, sprach einst Margarethe zu dem Ritter Heinrich: wenn auch die Treue gegen ihren Fürstenstamm in der Brust aller Oesterreicher erstorben ist, so zage ich deshalb doch nicht, denn freundschaftlich nachbarliche Fürsten werden mir und meinem Sohne zu unserm Rechte helfen.

Ich weis nicht, gnädigste Frau — antwortete Künringen — mit welcher Fürstenhülfe der Pabst Euch schmeichelt, wahrscheinlich hat er Euch seine getreuen Söhne, die Könige von Ungarn und Böhmen genannt; aber welchen Anschein hat es wohl, daß diese ein Land für Euch erobern sollten, von dem sie selbst Theile würden abzureissen trachten, hielte nicht Furcht vor der Macht des Kaisers und vor der Tapferkeit der Oestereicher, die sie so oft empfindlich fühlten, sie zurück? Ihr habt keiner fremden Hülfe nöthig, bedürftet Ihr sie aber; so wären die Könige von Ungarn und Böhmen gewiß die letzten, die sie Euch leisteten.

Diese Aeusserung, so natürlich und unverdächtig sie auch war, galt Margarethen als ein Beweis, daß Heinrich von Künringen durch verrätherische Nachforschungen ihre Geheimnisse zu erspähen gewußt hätte, und sie bereuete nun, daß sie so unvorsichtig gewesen war, ihm selbst

einen Theil derselben zu entdecken. Um sich nicht vielleicht noch einmal zu ähnlicher Unvorsicht hinreissen zu lassen, beschloß sie, den Ritter Heinrich nie wieder zu sehen, doch hatte sie nicht nöthig, die Burgpforte vor ihm zu verschließen, denn er las Margarethens Vorsatz in ihren Augen, und entschloß sich nicht eher wieder zu ihr zu kommen, bis er sich durch fröhliche Botschaft angenehm machen könnte. Leer blieb nun Hainburg einige Zeit von den Grafen und Rittern, die Margarethen zuvor heimgesucht hatten. Mit Sehnsucht erwartete diese Gesandtschaften von den Königen von Ungarn und Böhmen, die nach des Pabstes Versicherungen zu Hainburg eintreffen sollten, bevor sich diese Könige an die Spitze ihrer Heere stellten, den Kampf für Margarethens Erbrecht zu beginnen.

Noch mehr sehnte sie sich nach gewissen und bestimmten Nachrichten von ihrem Sohne, denn was sie aus dem Schreiben des Pabstes von demselben erfuhr, genügte der zärtlichen Mutter nicht. Nur in allgemeinen Ausdrücken versicherte Innocenz, daß Friedrich sich wohlbefände, und mit einer Schaar getreuer Männer umgeben wäre, die ihn vor dem möglichen Ausbruche des Zornes seines Großvaters schützen, und ihn sicher nach Oesterreich geleiten würden. Nächstens, hatte der Pabst in seinem letzten Schrei-

ben gemeldet, würde ihr Friedrich eigenhändige Nachricht von sich ertheilen, und dieser sahe nun Margarethe mit Verlangen entgegen.

Der Marschall von Oesterreich, Ritter Heinrich von Künringen und ein Bote von dem Herzog, Eurem Sohne, begehren vor Euch gelassen zu werden — trat ein Knappe in Margarethens Zimmer, einige Tage nach Heinrichs letztem Besuche bey ihr.

Freude über die Anmeldung des letztern ließ Margarethen vergessen, daß sie Künringen nicht wiedersehen wollte.

Eile, sie hereinzuführen — rief sie dem Knappen zu, und sprang von ihrem Sessel auf, den Ankommenden entgegen zu gehen.

Es war Obizzo von Londemarn, Friedrichs Leibknappe, der jetzt an Künringens Seite hereintrat, und Margarethen ein Schreiben von ihrem Sohn überreichte. Hastig riß sie das Siegel ab, fand auch Briefe von dem Kaiser und dem Entius, die sie mit eilendem Blicke überlas, und in denselben ganz das Gegentheil dessen fand, was sie bisher, verführt durch den Pabst und seine Gehülfen, gefürchtet hatte. Ritter Heinrich und Obizzo weideten sich an

dem Erstaunen der Königin, durch welches Freude blickte, und betrachteten die stillen Aeusserungen derselben, so lange Margarethe las.

Nun, gnädigste Frau — fragte Heinrich, als er bemerkte, daß Margarethe geendiget hatte — hat der treue Künringen nicht Wort gehalten?

Wie meint Ihr das, Herr Ritter — fragte Margarethe — und wie kommt Ihr überhaupt in die Gesellschaft dieses Mannes?

Mit einem Boten, den der Herr Marschall nach Welschland gesendet hatte, antwortete Obizzo, kam ich auf die Burg dieses edeln Herrn, der mich nun selbst zu Euch geleitete.

Mein dritter Bote an den Herzog, Euren Sohn — fuhr Künringen fort — war, wie ich hoffte, glücklicher als die ersten. Im Geheim und im Dunkel der Nacht, verborgen in ein Pilgerkleid, sendete ich ihn mit Aufträgen von mir und dem Grafen von Eberstein an den Herzog, unsern Herrn; und was Euch jetzt zur Freude belebt, ist Frucht seiner Sendung.

Euch, gnädigste Frau Königin — nahm Obizzo das Wort wieder — bald von dem schädlichen Wahne zu befreyen, mit welchem Feinde Eures Haußes Euch fesselten, schrieb mein theurer Herr nur wenige Zeilen. Als der Bote des Herrn von Künringen anlangte, war

der Herzog, mein Herr, eben im Begrif, an der Spitze eines Heeres nach Piemont zu gehen, und sein Streitroß stand schon bereit, die Schaaren der Krieger warteten schon ihres Anführers. Mein Herr konnte sich daher nicht lange verweilen, schrieb nur dies wenige, und befahl mir, es Euch zu überbringen, und seiner verehrten Mutter über alles, was er nicht hatte beantworten können, genauere Auskunft zu geben. Sie kennt dich, setzte der Herzog gütig hinzu, und wird daher die Wahrheit dessen, was du sagst, nicht bezweifeln, und ich, gnädigste Frau, lebe der frohen Hoffnung, die Erwartung meines lieben Herrn durch Euer Vertrauen bestätigt zu finden.

Dann müßte mich Mißtrauen gegen das ganze menschliche Geschlecht erfüllen — versicherte Margarethe — wenn ich dir, guter Obizzo, nicht glauben sollte; aber laß mir jetzt ein wenig Zeit, mich zu erholen! Zu mancherley Gedanken durchschwirren mein Gehirn, und was ich höre, ist mir so unerwartet, und spannt meine Nerven zu so lebhafter Freude, daß ich Erholung bedarf. Indeß Ihr, meine Freunde, Euch entwaffnen laßt, werde ich sie finden.

Ich habe Euch durch mein ungerechtes Mißtrauen beleidigt, Herr Marschall — war Margarethens Anrede an Künringen, nachdem sie wieder zurückkam — verzeiht mir, so oft Getäuschten, daß ich dasmal Wahrheit für Täuschung nahm, und durch den Schein mich hintergehen ließ.

Ihr irrt, gnädigste Frau — antwortete der Marschall — Euer Mißtrauen schmerzte mich wohl, konnte mich aber nicht beleidigen. Doch lasset uns vergessen, was sich nun nach meinem Wunsche glücklich verändert hat! Jetzt, wenn es Euch gefällt, lasset uns nach Wien eilen, den Edeln, die sich daselbst befinden, Eure Veränderung zu zeigen, denn schaden konnte es leicht Eurem Sohne, wenn man Euch für den Pabst noch so eingenommen glaubte, und den Absichten des Kaisers entgegen sähe, wie vor einiger Zeit. Unverbrüchliche Treue gegen kaiserliche Majestät erfüllt die Oestereicher, die nur allzuwohl wissen, daß den besten derselben des Pabstes Vortheil entgegensteht.

Belebt von Sorgfalt für ihren Sohn begleitete die Königin den Marschall nach Wien, wo sie den Grafen von Eberstein freudig und mit Wärme um Verzeihung bat, und von ihm

und einer großen Anzahl österreichischer Edeln prachtvoll und jauchzend empfangen wurde.

Alle Nachforschungen, den Verfasser des Schreibens auszuspähen, das Margarethe unter dem Namen des Königs von Sardinien erhalten hatte, waren vergebens, so wie man sich nutzlos bemühte, den Verräther zu erforschen, durch welchen dem Pabst Friedrichs Bestimmung zum Herzog von Oesterreich bekannt worden war. Man rieth wohl auf den Fürsten von Tarent, aber etwas gewisses zu erfahren verhinderte die vorsichtige Verstecktheit desselben.

Für die Zukunft ähnlichen Unternehmungen so viel als möglich vorzubeugen, war nun Margarethens und ihrer Freunde gemeinschaftliches Bestreben. Die erste entsagte dem Glücke, mit dem heiligen Vater Briefe zu wechseln, hob die Freundschaft mit Alberten von Böhmen und der Aebtissin Mechtild auf, und entließ Kunigunden, die Empfohlne der letzten aus ihren Diensten.

Dies bemerkte besonders der Marschall von Küntringen, welcher nebst mehreren seiner Genossen befürchtete; Mechtildens Vertraute, diese eifrige Verehrerin des Pabstes und aller geistlichen

chen Herren, mögte vielleicht neue Versuche wider Margarethen vermitteln, oder wenigstens ihre Hadlungen belauschen, und durch sie dem Pabste kund werden, was in Oesterreich vorging. Die patriotischen Oesterreicher wünschten, daß sich der Pabst nicht in die weltlichen Angelegenheiten ihres Landes mischen mögte.

Damit wir überzeugt seyn können — sagte Margarethe zu dem Marschall, nachdem sie sich entschlossen hatte, Kunigunden zu entfernen — daß sich nicht vielleicht ein Weib mit ähnlichen Gesinnungen an Kunigundens Stelle schleicht, sey Euch, Herr Marschall, die Wahl meiner Gesellschafterin überlassen.

Wählt unter den Töchtern Eurer Getreuen — antwortete der Marschall — welche Euren Beyfall hat, und seyd versichert, daß jede derselben Treue für den erlauchten Babenbergischen Stamm und für kaiserliche Majestät erfüllt.

Wird aber auch wohl — fragte Margarethe — der Vater des Fräuleins, das meine Wahl träfe, seine Tochter gern einer Frau zur Gesellschafterin geben wollen, zu welcher ein junges fröhliches Mädchen sich freilich wenig hingezogen fühlen kann?

Zu zwiefacher Freude, gnädigste Frau — erwiederte der Marschall — würde sich der Vater aufgefordert fühlen, dessen Tochter Ihr forderter, denn diese hätte nicht nur das Glück, ihrer Fürstin zu dienen, sondern auch Gelegenheit, sich zu einer der würdigsten ihres Geschlechts zu bilden, wenn sie dem Vorbilde der erhabenen Königin Margarethe nachstrebte.

Nicht zu viel Schmeicheleyen, Herr Marschall — lächelte Margarethe — ich mögte sie sonst vielleicht für Ernst nehmen, und Euch um Eure eigene Tochter, die liebe Agnes, bitten.

Wie glücklich würde ich mich schätzen — entgegnete der Marschall — der seiner Tochter die möglich vollkommenste Bildung zu geben wünscht, wenn ich hoffen dürfte, durch Euch, gnädigste Frau, diesen Wunsch bald erfüllt zu sehen.

Nun wohl — sprach Margarethe — so gebt mir Eure Agnes! Ich will die Mutter des guten Mädchens werden.

Agnes von Künringen trat also an Kunigundens Stelle, und Margarethen war die Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mädchens so angenehm, als Agnesen der Umgang mit Margarethen theuer, weil er für sie belehrend und nützlich war. Doch war vielleicht Margare-

then die ihrige nicht weniger nützlich. Agnesens jugendlicher Frohsinn heiterte Margarethen auf, und die fröhlichen Unterhaltungen mit ihr entfernten nach und nach die Schwärmerey, welche das Leben im Kloster und die mystischen Gespräche mit der Aebtissin Mechtild erzeugt hatten. Wenn zuweilen der böse Geist der üblen Laune nicht so leicht von Margarethen weichen wollte, so holte Agnes ihre Harfe herbey, die sie so fertig spielte, als sie mit silberner Stimme schön in ihre Saiten sang.

Der Graf von Eberstein und die wenigen österreichischen Edeln, die Margarethens Sohn schon als ihren Herzog kannten, verweigerten dem Kaiser ihren Beyfall, daß er seinen Enkel nicht selbst nach Oesterreich schickte. Sie glaubten, die Ruhe ihres Vaterlandes würde hergestellt werden, so bald Friedrich von dem Kaiser mit demselben belehnt würde, und selbst nach Wien käme, die Regierung zu übernehmen.

Jetzt entstanden Unruhen und Partheyen in Oesterreich, und die nachbarlichen Fürsten suchten Theile davon an sich zu reissen, oder drohten dies nächstens zu thun, weil sie es als ein

Herrnloses Land betrachteten. Dies alles, hofften die österreichischen Patrioten, würde sich ändern, wenn sich Friedrich in seinem Lande befände, und den inländischen und auswärtigen Feinden die Ruhe mit der Klugheit und Tapferkeit begegnete, von welchen der Ruf längst aus Italien nach Oesterreich gekommen war.

Mit Margarethens Rathe zogen der Graf von Eberstein und Graf Leuthold von Pleichen mit noch einigen der österreichischen Edeln nach Welschland, dem Kaiser die Lage der Dinge in Oesterreich vorzustellen, und ihn zu bitten; daß er ihren Herzog nicht länger in Italien zurückbehalten mögte. Ihre Reise war mit mancherley Schwierigkeiten verbunden; die ihnen durch den Pabst und durch den Fürsten von Tarent in den Weg gelegt wurden.

Dem ersten sich gefällig zu machen, ließ sie der Erzbischof von Salzburg auf dem Wege durch Kärnten von seinen Reisigen überfallen, die auch einige unserer Reisenden gefangen mit sich fortführten. Die übrigen kamen zwar glücklich nach der Lombardey, fanden aber hier neue Gefahren, die ihnen theils von den verbundenen guelphischen Städten, theils auch von den Freunden Manfreds bereitet wurden, und sie nöthigten, ihre Reise zur Nachtzeit, verkleidet und auf Abwegen fortzusetzen. So erreich-

ten sie endlich das Lager des Kaisers, wo ihnen ebenfalls Widerwärtigkeiten begegneten.

Die Lage des Kaisers war jetzt minder gut, wie vor wenig Jahren. In Apulien war Empörung, und das verbundene Heer der Guelphen begann jetzt mit mehrerem Glücke zu fechten; besonders hatte der Kaiser bey Mailand ohnlängst eine große Niederlage erlitten. Dies alles verbunden mit der Furcht: daß die Würkung des Bannes und des unablässigen Kreuzpredigens sich immer heftiger äußern möchte; brachte bey dem Kaiser üble Laune hervor, die Manfreds Vertraute, welche ihn umlagert hielten, zum Nachtheile des Grafen von Eberstein und der östreichischen Abgesandten benutzten.

Dem ersten rechneten sie es zum Verbrechen an, daß er seine Statthalterschaft ohne vorher erhaltene kaiserliche Erlaubniß verlassen hatte, und wider diese wußten sie des Kaisers Unwillen zu reizen, indem sie ihn versicherten, daß einer von ihnen nach Piemont abgegangen wäre, wo Herzog Friedrich noch glücklich mit den Feinden seines Großvaters kämpfte.

Hierdurch wurde der Kaiser veranlaßt, die östereichischen Gesandten drey Wochen lang harren zu lassen, ehe er ihnen vergönnte, vor ihm zu erscheinen. Während dieser Zeit war Manfred selbst in das kaiserliche Lager gekom-

men, für seinen Vortheil noch thätiger zu arbeiten, als es vielleicht von seinen Vertrauten geschehen möchte.

Er suchte den Kaiser zu überreden, daß sich die Oesterreicher bemühten, seinen Enkel zu vermögen, auch wider des Kaisers Willen nach Oesterreich zu gehen, und daß sie eben deshalb den besten Redner unter ihnen nach Piemont geschickt hätten, den Herzog Friedrich zu dieser Art von Aufruhr gegen seinen Großvater, welche sie beabsichteten, zu überreden.

Vergebens bemühte sich Entius, den Kaiser zu versichern, daß kein Oesterreichischer Abgesandter nach Piemont gegangen wäre; denn Manfred behauptete das Gegentheil, und dieser geschmeidige Heuchler besaß jetzt mehr Gewalt über den Kaiser, als der gerade, zuweilen etwas rauhe Entius, weil er sich besser in die Laune des mürrischen Monarchen zu schicken wußte.

Ezzelino wurde von Entius aufgefordert, sich mit ihm wider Manfreden zu vereinigen, allein dieser greise Verräther beschäftigte sich jetzt schon mit dem Gedanken: sich von dem Kaiser unabhängig zu machen, dessen Ausführung er ein Jahr nachher begann; und handelte nicht zum Vortheil der österreichischen Abgesandten, weil er es ohne Zweifel seinem

Plane zuträglich fand, den Zorn des Kaisers wider sie und den jungen Helden Friedrich aufflammen zu lassen. Er kennte die Tapferkeit dieses jungen Mannes, wie seine Ergebenheit für den Kaiser, und fürchtete daher einen mächtigen Gegner in ihm zu finden, wenn Oesterreich und Steyer unter seine Herrschaft kämen.

Ohne Erfolg blieben die Bitten des Königs von Sardinien bey dem Kaiser: die österreichischen Gesandten zu sprechen, und sich zu überzeugen, daß sie, samt dem Grafen von Eberstein, weit entfernt, etwas wider den Willen des Kaisers unternehmen zu wollen, nur sein Bestes zu befördern strebten, bis endlich ein glückliches Ereigniß den Kaiser besonders gütig gegen seinen Enkel, und als Folge, auch gegen die Gesandten, aus seinem verheissenen Lande gefälliger machte.

Herzog Friedrich hatte seine Siege in Piemont mit der Eroberung Turins bekrönt, das den kaiserlichen Waffen lange hartnäckig widerstanden hatte. Der Eilbote, welcher diese freudige Nachricht in das kaiserliche Lager brachte, rühmte mit Wärme, wie oft Friedrich sein Leben gewagt, auch beym Sturme die Mauern der Stadt zuerst erstiegen hätte, aber doch durch die Obhut der Vorsicht und durch sei-

ne Tapferkeit nur mit einer leichten Wunde davon gekommen wäre.

Freude über seinen Enkel und über den erfochtenen Sieg glänzte aus den Augen des Kaisers, und Entius zögerte nicht, die Stimmung desselben zum Vortheile des Neffen zu benutzen. Wahrlich — rief er aus — so kämpft kein Mann, der Verrath in seinem Busen trägt, und dennoch wagt man es, den edlen Friedrich dieses Verbrechens zu bezüchtigen!

Vom Kaiser hinweg flog Entius Blick zu Manfreden hin, auf welchem er strafend und bedeutungsvoll ruhete, aber Manfred war in der Verstellung zu vollkommener Meister, Erschütterung zu verrathen.

Manche Handlung wird als Beweis der Treue gerühmt — erwiederte er — die nur Folge des Bestrebens ist, den angenommenen Schein noch länger zu behaupten. Eine Erfahrung, die Manfred freilich wohl oft schon gemacht hatte — entgegnete Entius mit Bitterkeit.

Ja — fuhr Manfred mit dem ruhigen Lächeln des Heuchlers fort — weil er tiefer zu schauen pflegte, als der arglose Entius, der alle Menschen nach sich mißt.

Es gab eine Zeit, wo ich dies that — rief Entius mit steigendem Affekt — traurige Erfahrung hat mich aber weiser gemacht.

Ruhig, meine Söhne — nahm itzt der Kaiser das Wort — was mein geliebter Enkel für mich that, beweist, daß Du, mein Manfred, hintergangen worden bist. Lasset uns der Eroberung Tunis ein Fest feyern, an welchem billig auch die künftigen Unterthanen des Siegers Theil nehmen müssen. Mein Entius sorge dafür, daß sie eingeladen werden.

Dieser Auftrag machte dem König von Sardinien so viel Freude, als dem Fürsten von Tarent der Entschluß des Kaisers Verdruß. Eilend verliessen beyde ihren Vater; der erste in die Herberg der Oestereicher zu gehen; der zweyte, sich zum Meister Theodorus zu schleichen.

Dieser Meister Theodorus war jetzt unter den Wahrsagern und Astrologen, des Kaisers Oberpriester. Ihn zog Friedrich jederzeit in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe, seine Gefärthen nur in Kleinigkeiten. Wir wissen nicht, wodurch sich Theodorus diese höhere Gunst des Kaisers erwarb. Untrüglichkeit in seinen Weissagungen konnte es aber wenigstens nicht seyn, denn die mehresten derselben verkaufte der weise Mann für klingende Münze.

Auf diese Art verschafte er sich manchen goldenen Byzantiner aus Manfreds Seckel, denn die lederne Münze, die Kaiser Friedrich zur Zeit

der Noth in Umlauf brachte, nahm er für seine Mühe nicht an. Jetzt wurde sein Stolz um ein ansehnliches vermehrt, dafür den Rath zu erkaufen, den er dem Kaiser in den östereichischen Angelegenheiten gab.

Der Graf von Eberstein wurde mit seinen Gefährthen von dem Kaiser so huldreich empfangen, daß sie sich den glücklichsten Erfolg versprachen, den ihre Sendung auch ohne Zweifel gehabt haben würde, wäre nicht der Kaiser durch die Gewohnheit: über alles wichtige, das er unternahm, zuvor den Rath seiner Wahrsager zu hören; verhindert worden, sogleich eine entscheidende Antwort zu geben. Diese zu vernehmen, entbot er die Abgesandten auf den andern Morgen zu sich, bis zu welcher Zeit Theodorus auf des Kaisers Befehl die Sterne um ihre Meinung fragen sollte. Aus ihnen sprach Manfred — wie konnte die Entscheidung des Astrologen dem Wunsche der Oestereicher zusagen?

Unglück verkündigte Theodorus, nach der Aussage der Sterne, wenn der Kaiser itzt schon seinen Enkel nach Oesterreich abgehen ließe. Ohne die Zeit zu bestimmen, wo dies räthlich seyn

würde, denn über diese Frage hatten sich die Sterne noch nicht erklärt, rieth er, den Herzog Otto von Bayern so lange zum Statthalter über Oesterreich zu setzen, bis die Ruhe daselbst und in Deutschland überhaupt, wieder hergestellt wäre.

Daß der Rathschluß des Schicksals, veroffenbart durch die Sterne, eben den Herzog von Bayern zum Statthalter über Oesterreich begehrten, war nicht nach dem Wunsch des Kaisers, aber die Sterne wollten es also, und Friedrich folgte. Unter dem Vorwand, daß er seinem Enkel ein völlig beruhigtes Land geben wollte, entließ er die österreichischen Gesandten mit einer Antwort, die dem Rathe seines Astrologen gemäß lautete, und die wir denn nicht nöthig haben, wörtlich hier anzuführen.

Die Oestereicher gewannen also durch ihre Reise zum Kaiser nichts weiter, als daß nun die Bestimmung Friedrichs zu ihrem Herzoge öffentlich bekannt wurde. Da es ihnen besser schien, daß dies verborgen bliebe, bis Friedrich selbst nach Oestereich käme, schieden sie unzufrieden von dem Kaiser.

So bald sich Pabst Innocenz überzeugte, daß er seinen Entzweck durch Margarethe nicht erreichen konnte, zog er seine Hand ab von dieser ungerathenen Tochter, und wendete seine Milde gegen die Markgräfin Gertrud, von deren Anhänglichkeit gegen das Oberhaupt der Kirche er sich einen bessern Erfolg versprach. Zudem wußte er, daß frommer Leute Rath bey Gertruden bessern Eingang fand, als bey Margarethen, so willig diese ihm auch eine Zeitlang das Ohr geöffnet hatte.

Gertrud hatte in dem Kloster, in welchem sie erzogen wurde, hohe Achtung und Folgsamkeit für alle Menschen, die ein geistlicher Ornat zierte, eingesogen, dahingegen Margarethe von einer erfahrnen und weisen Mutter gebildet worden war, die sie lehrte, den Männern mit Insuln und Tonsuren sich so wenig unbedingt zu vertrauen, als andern Menschenkindern. Späthin fand sie diese Lehre durch manche traurige Erfahrung bestätigt, und es war gewiß genau die Stimmung nöthig, in welcher sie sich eine Zeitlang befand, dem Pabst und seinen Helfern nur soviel Einfluß auf sie zu verschaffen, als sie wirklich erhielten.

Für Gertruden verwendete sich Innocenz gleich Anfangs thätiger wie wie jemals für Mar-

garethen. Bey ihrem Eifer für das Wohl der heiligen Kirche beschwor er die frommen Söhne Wenzel und Bela, sich Gertrudens mit ihrer ganzen Macht anzunehmen, und ihr Oestereich und Steyer zu erobern, damit diese schönen Länder nicht zum größten Nachtheil der Kirche in die Gewalt des Antichrists, des gebannten Ketzer Friedrichs, oder seines vom sichtbaren Oberhaupte der Kirche verfluchten Stammes kommen mögten.

Unzufrieden hatten die Abgesandten der Oestereicher den Kaiser verlassen, und unzufrieden wurden alle ihre Landesleute, als jene ihnen von dem Erfolg ihrer Sendung Bericht erstatteten. Herzog Friedrich war schon zwey und zwanzig Jahr alt, und das Gerücht sagte so viel gutes von ihm, daß die Oestereicher den Grund nicht auffinden konnten, warum ihm sein Großvater die Herrschaft über seine beschiedenen Länder noch nicht anvertrauen wollte.

Noch weniger als diese Weigerung des Kaisers billigten sie die Wahl des neuen Reichshauptmanns über ihr Vaterland. Sie wünschten, daß der Kaiser die Statthalterschaft, wenn sie Graf Otto nicht länger behalten sollte, dem

Grafen Meinhard von Tyrol und Görz anvertrauen mögte.

Graf Meinhard war Statthalter in Steyermark, und erwarb sich durch sein Verfahren daselbst die Gunst der Bewohner und des Kaisers gleich stark. Dies versprachen sich die Oesterreicher von dem Herzoge von Bayern nicht; sie befürchteten im Gegentheile, daß er die von dem Kaiser erhaltene Macht zu seinem eigenen Vortheile benutzen, und Oesterreich ob der Ens, nach dessen Besitze er schon längst getrachtet hatte, an sich zu reissen suchen würde.

Dem Herzog Otto selbst war der Auftrag des Kaisers nicht weniger zuwider als den Oesterreichern. Er wollte sich so wenig den Pabst als den Kaiser zum Feinde machen, und er fürchtete, daß die Feindschaft des einen oder des andern, mit der ihm aufgetragenen Statthalterschaft, unabänderlich verbunden seyn würde. Erfüllte er seine Pflicht: so träfe ihn wahrscheinlich des Pabstes, erfüllte er sie nicht, des Kaisers Haß. Den letzten ahndete er auch, wenn er sich weigern wollte, die Statthalterschaft anzunehmen, wodurch er bestimmt wurde, diese Last auf seine Schultern zu bürden, doch mit dem Entschlusse, sich dieselbe so leicht als möglich zu machen.

Er hoffte, nach einiger Mühe, von der Reichshauptmannwürde über Oestereich Vortheil und Dank zu ernten, jenen für sich, diesen von seinem Neffen, dem Markgrafen Herrmann von Baden. Nach Ottens Plan sollte sich Herrmann mit Gertruden vermählen, Oestereich als rechtmäßiger Erbe durch seine Gemahlin an sich bringen, und ihm, dem Stifter einer so vortheilhaften Heyrath, das Land ob der Ens abtreten. Der Entwurf dieses Planes war gut, die Ausführung desselben kündigte sich als leicht an, sobald damit angefangen würde, dennoch kam sie nie zur Reife.

Herrmann wurde Gertrudens Gemahl, durch sie aber bald mehr auf die Seite des Pabstes hingezogen, als sein Oheim wünschte. Ganz war Herrmann dem heiligen Vater ergeben, seine Gemahlin nicht minder, doch mit dem Unterschiede, daß sie es aus Schwäche und falscher Frömmigkeit, er aus Staatsklugheit war. Innocenz winkte, und Herrmann war bereit, wider den Ketzer Friedrich das Kreuz zu nehmen, wenn sich Innocenz zum Lohne dafür, beym König Wilhelm von Holland, den der Pabst und die ihm ergebenen Fürsten zum Gegner Friedrichs und seines Sohnes erwählt hatten, für ihn verwenden, und ihm, durch des-

sen Vermittelung den völligen Besitz der österreichischen Länder verschaffen wollte.

Solche Erbietungen hatte Otto dem Pabste nie gemacht, sonst würde er vielleicht seinen Absichten auf einen Theil Oesterreichs in den Weg getreten seyn. Dies that er jetzt. So nachlässig auch Herzog Otto in der Ausübung der Pflichten seines Amtes war, so wenig er auch dem Kaiser Vortheil schaffte: so wollte ihm doch der Pabst selbst den Schein eines Statthalters über Oesterreich nicht verstatten. Mit Bann und Interdikt bedrohte er ihn und sein Land, wenn er der Statthalterschaft nicht entsagen würde. Otto folgte dem Willen des heiligen Vaters, die Oestereicher freuten sich der Entfernung eines Statthalters, den sie schon längst verachtet hatten, und freuten sich noch mehr, da Graf Meinhard von Tyrol an seine Stelle kam; gejauchzet würden sie haben, hätte es dem Kaiser gefallen, ihnen den Herzog Friedrich selbst zu geben.

Durch seine eigene Mühe und durch die Empfehlung des Pabstes erhielt Herrmann viele Anhänger. Ein Theil des Landes befand sich in seiner Gewalt; auch Wien erkannte seine Herrschaft, dennoch wurde er nie allgemein anerkannt, und der Tod fand ihn noch nach dem

Besitze Oesterreichs ringend. Vielleicht wurde sein Tod früher herbey gerufen, von den rastlosen Unruhen, in die er sich stürzte, welchen auch Margarethe entfloh, und mit ihrem jungen Sohne nach Meissen zu ihrem Vetter eilte, wo sie eine Tochter gebar, und den Tod ihres Gemahls erfuhr.

Herrmanns Tod vernichtete Ottos Hoffnung: von demselben das Land ob der Ens als einen Zoll der Dankbarkeit zu erhalten. Er suchte es demnach mit den Waffen in der Hand zu nehmen, und sendete seinen Sohn Ludwig mit einem Kriegsheer in das unglückliche Oesterreich, das auf einer andern Seite durch die Ungarn verheeret, in seinem Innern durch die Meutereien habsüchtiger Burgherren, die aus den allgemeinen Drangsalen für sich Vortheil ziehen wollten, zerrüttet wurde.

Dies, theure Leser! ein kurzer Abriß der Begebenheiten in Oesterreich, während eines Zeitraums von beynahe drey Jahren. Länger schien er uns in der Geschichte Margarethens unnöthig.

Ruhig und sonder Abentheuer lebte diese indessen auf ihrem Schlosse Hainburg. Die holde Agnes erheiterte ihre Einsamkeit daselbst, oft kam auch Agnesens Vater, der Graf von Pleichen, oder ein anderer von Margarethens Getreuen dahin, mit welchen dann Margarethe gemeinschaftlich über die fürchterlichen Unruhen klagte, die ihr Vaterland zerrüttete, und dem Retter desselben, dem Herzog Friedrich, sehnsuchtsvoll entgegen sahen.

Wiederholt baten Margarethe und die östreicher Vaterlandsfreunde den Kaiser, seinem Enkel die Abreise zu verstatten; Abgeordnete brachten diese Bitte zum zweitenmale vor, zu früh kam aber jetzt noch Manfreden die Abreise seines Neffen. Schwer wurde es seinem Geize von einer zweiten beträchtlichen Summe goldner Bizantinen zu scheiden, aber Meister Theodorus that seinen Mund nicht auf, bis er die blanken Goldstücke in seiner Hand wiegte; unwillig opferte sie ihm der Geiz Manfreds, doch unsern Astrologen waren auch gezwungene Opfer gefällig. Er nahm die Bizantiner, ließ die Sterne sprechen, wie es Manfreden gefiel; noch immer verboten sie Friedrichs Abreise, und der kranke Kaiser war nicht stark genug, sie wider ihren Willen zu bewilligen.

Jetzt kam endlich die so längst erwartete fröhliche Botschaft, von Friedrichs naher Ankunft, doch hatte sie eine traurige zur Gefährtin. Durch einen Eilboten meldete Friedrich seiner Mutter, daß sein Grosvater sein thatenreiches Leben zu Fiorenzula geendiget, und in seinem Testamente, den letzten Beweis seiner Liebe zu ihm gegeben hätte. Er hätte ihm in dem Besitze der Herzogthümer Oesterreich und Steyer bestätigt, und ihm zugleich zehntausend Unzen Goldes ausgesetzt, mit dieser Summe die Kosten des Lehnempfangs zu bestreiten. Den letzten Theil seines Erbes sollte er aus den Händen Manfreds erhalten, den der Entschlummerte zum Statthalter über Sicilien und Neapel ernennt hätte, bis sein Sohn Konrad selbst in diese Erbkönigreiche kommen würde.

In wenig Wochen versprach Friedrich in Oesterreich einzutreffen; eine Nachricht, welche Margarethe und alle gutgesinnte Oesterreicher mit Freude erfüllte. Doch einigen unter ihnen wurde bange um ihren jungen Herzog, weil er sein baares Erbe aus den Händen Manfreds erhalten sollte.

Der Geiz dieses Fürsten war so bekannt als seine Abneigung gegen den jungen Herzog. Diese hatte er schon deutlich geäussert, jenen we-

nigstens verrathen, ob er gleich, so lange sein Vater noch lebte, sich von dieser Leidenschaft nicht zu solchen Verbrechen hinreissen ließ, wie er nachher, durch sie gespornt, verübte. Der Marschall von Künringen und Leuthold zitterten für ihren Herzog; ach! ihre Ahndung wurde erfüllt. Friedrich fiel nach dem Tode seines Grosvaters als das erste Opfer der Habsucht Manfreds.

Wahrscheinlich hatte Manfred Friedrichs Tod schon längst beschlossen, weil er ihn in Italien so lange zurück zu halten wußte, bis des Kaisers Abscheiden ihm freiere Gewalt gab. Jetzt erhielt er zur Ausführung seines Entschlusses neue Auffoderung. Neben Neapel und Sicilien gedachte er sich von der Verlassenschaft seines Vaters auch seines Schatzes zu bemächtigen. Von diesem sollte er jetzt einen beträchtlichen Theil an den jungen Herzog auszahlen, durch welchen sein eigner Schatz ohnedies schon mittelbar war vermindert worden.

Ihm rechnete Manfred die Summen an, die er dem Meister Theodorus für seine Weissagungen hatte bezahlen müssen, und war genöthigt, sich an ihn allein zu halten, denn Meister Theodorus, der den Fürsten von Tarent genau kannte, war unmittelbar nach des Kaisers Tode mit seinen goldnen Bizantinen heim-

lich entwichen, um sich und diese in Sicherheit zu bringen.

Johann Mauro, ein lombardischer Wechsler zu Melsi, erhielt von dem Fürsten von Tarent Befehl, dem Herzoge den Werth von zehntausend Unzen Goldes auszuzahlen. Manfred entschuldigte sich gegen diesen mit Mangel in seiner eignen Kasse, versicherte ihn aber, daß er den Wechsler zu Melsi jeden Tag zur Auszahlung bereit finden würde. Sie zu beschleunigen eilte Friedrich selbst nach Melsi.

Johann Mauro äußerte viel Freude, den Enkel des großen Kaisers Friedrich in seinem Hause zu sehn, welches des verstorbenen Kaisers Majestät auch zuweilen mit ihrer Gegenwart beglückt hätte, und bat ihn, bey ihm ein Mittagsmahl einzunehmen, so gut es ein armer Handelsmann zu geben vermögte.

Friedrich, weder mistrauisch noch stolz, ließ den Mann, der sich rühmte kaiserliche Majestät seeligen Gedächtnisses, oft bewirthet zu haben, nicht lange vergebens bitten. Er speiste mit ihm, und fand seinen Tod, denn vergiftet war jeder Teller, den man ihm brachte.

Dem Verdachte einer Theilnahme an Friedrichs Ermordung auszuweichen, und der Verschwiegenheit des Wechslers zu Melsi ganz versichert zu seyn, vielleicht auch aus der Neben-

absicht, sich seiner reichen Habe zu bemächtigen, ließ Manfred den Wechsler Mauro, als Friedrichs Mörder, hinrichten, sobald die Nachricht von Friedrichs Tode zu seinen Ohren kam.

So lange Manfred lebte, wurde es zwar nicht allgemein bekannt, daß Johann Mauro auf seinen Befehl gemordet hatte, wer aber nur einige nähere Kenntniß von dem Fürsten von Tarent hatte, ahndete dies auf die erste Nachricht von Friedrichs Tode.

Wer vermag es, Margarethens Schmerz zu schildern, als sie Wochenlang ihren Sohn vergebens erwartet hatte, und nun ein Bote die Schreckenspost von seinem Tode brachte! Allein noch übrig von allen ihren Lieben, neben Gertruden die einzige eines Stammes, der vor zwanzig Jahren so schön blühete, beschloß sie zurückzuführen in die Stille eines Klosters, ihr freudenleeres Leben daselbst vollends zu verklagen.

Dieser Entschluß, den sie faßte, sobald die Heftigkeit ihres Schmerzes vorüber war, und sie nun fähig wurde, über sich und ihr Unglück nachzudenken, war den Wünschen aller östreichischen Patrioten entgegen. Sie beschlossen alles anzuwenden, um ihn zu verändern, und

eilten daher, den Marschall von Küntingen an ihrer Spitze, nach Hainburg, die jammernde Königin so lange mit ihren Bitten zu bestürmen, bis sie ihnen Erfüllung gewähren würde.

Kommt Ihr mit mir zu weinen, edle Herrn — redete Margarethe die Angekommnen an.

Schaut umher, gnädigste Frau — antwortete der Marschall, von den Andern zum Sprecher erwählt — und Ihr werdet in den Augen aller Krieger, die ich noch nie zähren sahe, Thränen gewahren. Was die Eurigen lockte, preste auch diese hervor, wir weinen mit Euch, schaffet, aber, gütige Königin, daß wir nicht über Euch weinen! Gebt uns Trost, damit unsre Thränen vertrocknen!

Wie könnt Ihr Trost suchen bey mir, die für sich selbst keinen hat — seufzte Margarethe.

Er liegt in der Nähe — fuhr der Marschall fort — Auf Euch kömmt es an, ob Ihr nehmen und geben wollt. Werdet Oestereichs Retterin und findet hier Brüder, Schwestern, und Kinder, zwar minder edel an Geburt, als die Ihr verlort, doch Eurer Liebe gewiß nicht unwürdig; lebt nun Eurem Vaterlande allein, da alle andern Bande, die Euch an die Welt fesselten, zerrissen sind, und Ihr werdet Trost,

wenn dieser Euren gerechten Schmerz gelindert hat, auch Freuden finden! Ihr kennt den beklagenswürdigen Zustand Eures Vaterlandes sowohl als ich, es sey mir aber vergönnt, Euren Blick darauf zu richten, der jetzt durch Dinge, die Eurem Herzen freilich noch näher liegen, davon ist abgezogen worden. Zerrüttet durch innere und auswärtige Feinde und in seinen Grundvesten erschüttert, ist nun Oesterreich durch den schnellen Abzug des Grafen Meinhard seinem Untergange noch näher gebracht. Furcht vor dem Pabste und dem Gegenkönig Wilhelm von Holland trieb den Grafen zurück nach Tyrol, und uns, gnädigste Frau, blieb keine Hoffnung übrig, wenn Ihr nicht unsere Retterin werdet. König Konrad ist ausser Stande, sich unsrer anzunehmen; des Pabstes Bannfluch trieb ihn ja aus seinem Erbherzogthum, kann er sich dieses nicht erhalten, wie vermag er uns zu schützen. Kaum seine italiänischen Reiche wieder behaupten können, wenn er auch Manfreds geheimen Waffen glücklich entgeht. Aufblühen wird aber Oesterreich wieder, nach langem vorhergegangenen Sturm, wenn Ihr, gnädigste Frau, seine Fürstin werdet, indem Ihr Eure Hand einem mächtigen Nachbar gebt, der stark genug ist, uns wider unsere Feinde zu schützen.

Der Tod ist der einzige Gemahl, den ich mir wünsche — erwiederte Margarethe — Schon eine verlobte Braut der Kirche, will ich im Kloster seiner Zukunft warten.

Zur Trauer gestimmt; des festen Entschlusses: ganz von der Welt abzuscheiden, konnte Margarethe freilich sich nicht so leicht entschliessen, den Bitten der österreichischen Edeln Gehör zu geben; doch wurde sie gleich Anfangs durch dieselben so heftig erschüttert, daß Künringen und seine Gefährten mit großer Hoffnung von ihr hinweg gingen. Das angefangne Werk zu vollenden blieben einige von ihnen zu Hainburg, unter ihnen der Marschall von Künringen und Heinrich von Lichtenstein, der sich besonders eifrig bewies, Margarethen zu einer Vermählung zu vermögen.

Den Wunsch der Oesterreicher noch eher erfüllt zu sehen, bediente sich der Marschall der Hülfe seiner Tochter, die für die Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes arbeiten sollte, wenn die Königin allein wäre. Geleitet von dem Rathe ihres Vaters, vollbrachte Agnes das aufgetragne Geschäft mit glücklichem Erfolg.

Vaterlandsliebe mußte Margarethen zu der Bahn leiten, auf welche die Oesterreicher sie zu führen strebten, und Agnes ließ nichts unbenutzt, dieses Gefühl in dem Busen Margarethens höher anzuflammen. Durch ihren Vater unterrichtet, unterhielt sie sich oft mit der Königin von den großen Thaten, durch welche die Namen der Patrioten der Vorzeit auf die Nachwelt gekommen sind, oder ließ ihr Saitenspiel zum Ruhme der Vaterlandsliebe tönen, und sang mit hinreissender Stimme ihr feuriges Lob. Auch bediente sie sich der Gewalt, welche die zärtliche Liebe Margarethens, ihr über das Herz derselben gab, bat die Königin mit sanftem Dringen: so vielen Tausenden das Glück nicht zu verweigern, das sie ihnen zu geben vermögte; und größere Wirksamkeit als alle andere Bitten bewiesen die ihrigen auf Margarethen, so wie überhaupt eine Bitte tiefer wirkt, wenn sie aus dem Munde einer Person, die wir lieben, hervorgeht.

Auch die Hindernisse, welche Gewissenszweifel Margarethens Erklärung nach dem Wunsche der österreichischen Edeln hätte entgegenstellen können, wurden leicht gehoben. Pabst Innocenz hatte ihr Vergunst ertheilt, die Erfüllung ihres Gelübdes zu verschieben, bis die Ruhe in Oesterreich hergestellt wäre, und diese war jetzt

mehr erschüttert, als je. Ueberdies erließ jetzt der Pabst ein Schreiben an sie, worinn er sie aufforderte, sich mit dem Grafen Florenz von Holland zu vermählen, und wodurch er einen Beweis gab, daß es ihr unverwehrt wäre, ihr der Kirche versagtes Herz einem irdischen Bräutigam zu geben.

Der Pabst hatte die Absicht, durch die vorgeschlagene Heirath den Gegenkönig Wilhelm, den Bruder des Grafen Florenz, zu verstärken. Die Oesterreicher waren aber nicht geneigt, einen Fürsten zu ihrem Herrn zu wählen, dessen Land von dem ihrigen so weit entfernt war. Auch hatte sich zu der Zeit, wo das Schreiben des heiligen Vaters eintraf, Margarethe noch nicht entschlossen, welches aber bald nachher geschah.

Glaubt Ihr — sprach sie zu Lichtenstein und Künringen — daß es Euch und meinem geliebten Vaterlande freuet, wenn ich meine Hand dem Fürsten gebe, den Ihr zur Herrschaft über Euch erwählt, so sey sie Euer, damit nach Eurem Gutdünken zu schalten. Sie und meine Achtung soll jeder erhalten, den Ihr mir nennt, denn gewiß wird Eure Wahl keinen Unwürdigen treffen. Mehr kann ich nicht geben, und mehr wird auch wahrscheinlich keiner von mir begehren.

Freudig dankten die östereichischen Edeln Margarethen für diesen Entschluß, und eilten von Hainburg nach Wien, ihren Brüdern fröhliche Botschaft zu bringen, und gemeinschaftlich mit ihnen Rath zu pflegen, welchem Fürsten sie die Herrschaft über Oesterreich und Steyer antragen wollten.

Heinrich von Lichtenstein schlug den Sohn des Königs von Böhmen vor, den Markgrafen Ottokar, der seit dem Tode seines ältern Bruders Wladislaus über Mähren regiert hatte. Viele der Versammelten traten Lichtenstein bey, und ohne Zweifel war auch sein Vorschlag der beste. Ottokar, Markgraf von Mähren und Erbe von Böhmen, war mächtig genug, die Oesterreicher wider alle andere Feinde zu schützen, wenn er seine eigenen Kräfte mit den ihrigen verband, welches von jedem andern Fürsten weniger zu hoffen war, weil sich ihm Ottokar als Feind entgegen gestellt haben würde. Dennoch fand Lichtensteins Vorschlag nicht allgemeinen Beyfall. Ohne etwas beschlossen zu haben, trennten sich die Versammelten, setzten aber einen Tag fest, wo sie zu Triebensee erscheinen wollten, wohin sie auch die übrigen ihrer Mitstände einladen ließen.

Lasset uns — erhob der Schenk von Hausbach auf der Versammlung zu Triebensee vor

allen andern seine Stimme — bey der Wahl, die wir treffen wollen, den Abkömmlingen unsers Fürstenstammes nicht vorübergehen. Scheuet Ihr Euch, Friedrichen, den Sohn Gertrudens, zu wählen, weil wir Schutz bedürfen, den uns dieses junge Kind nicht geben kann; so treffe wenigstens unsere Wahl einen von Konstanzens Söhnen. Zwar sind beyde noch Knaben, aber ihr erhabner Vater wird unser Schützer werden, bis der Sohn, den er uns giebt, das männliche Alter erreicht.

Jauchzend wurde dem Antrage des Schenken von Hausbach Beyfall gegeben. Viele wünschten einen Fürsten von Babenbergischer Abkunft. Andere fanden auch einen Sohn des Markgrafen Heinrichs von Meissen ihren Absichten mehr gemäß, als den tapfern Ottokar.

Mitten im Frieden waren bekanntlich in jenen Zeiten die Räubereyen und kleinen Fehden der Burgbesitzer ohne Ende; vermehrt wurden sie aber noch, wenn in einem Lande innerliche Unruhen herrschten. Dies war auch in Oesterreich der Fall; mehrere Edle befanden sich wohl bey dieser Unordnung, und hofften unter der Herrschaft eines unmündigen Fürsten Beschäftigungen, die ihnen so wohl gefielen, leichter forttreiben zu können, als unter dem Zepter Ottokars.

Der größte Theil der versammelten Stände stimmte daher für einen Sohn Konstanzens, und vergebens bemühten sich Lichtenstein und Künringen, mit dem Wenigen, die ihrer Parthey treu blieben, den andern zu beweisen, in welche endlose Unruhen sie ihr Vaterland stürzen würden, wenn sie die Herrschaft über dasselbe nicht dem Markgrafen von Mähren geben. Lichtenstein schien endlich durch die andern mit fortgerissen zu werden. Er trat ihrem Beschlusse bey, und erbot sich, selbst mit nach Meissen zu gehen, den Markgrafen Heinrich zu bitten, daß er sich der Noth Oesterreichs annehmen, und ihm einen von seinen Prinzen zum Herrn geben mögte. Unzufrieden war der Marschall über Lichtensteins Wankelmuth, doch söhnte er sich mit ihm aus, sobald er von ihm die Versicherung erhielt, daß ihm List und Vaterlandsliebe die letzten Reden in der Versammlung eingegeben hätten.

Nehmt mein Wort, Herr Marschall — setzte Lichtenstein hinzu — daß Prag das Ziel unserer Reise seyn soll, und daß der Schenk von Hausbach, der Abt Philipp und der Probst Ditmer, nach unserer Rückkehr von Prag, wohin sie mich begleiten, sich für den Markgrafen von Mähren so warm und ernst erklären sollen, wie jetzt für den Sohn Konstanzens.

Er theilte ihm hierauf seinen Plan mit, dessen Ausführung Künringen leicht und sicher fand, zugleich aber auch erkannte, daß Lichtenstein vielleicht weniger aus Vaterlandsliebe, wie aus Dankbarkeit und Hoffnung auf Belohnung handelte. Doch machte er ihm deshalb keinen Vorwurf, weil das, was Lichtensteins Vortheil frommte, zugleich das Beste des Vaterlands beförderte.

Heinrich von Lichtenstein, sollt Ihr, liebe Leser! wissen, war dem Könige in Böhmen völlig ergeben; der sich seine Gunst durch Darreichung einiger beträchtlicher Böhmischer Lehen erworben hatte, und ihn hierdurch zum Beförderer seiner Absicht auf Oesterreich gewann. Lichtenstein hatte gehofft, seinen Zweck auf geradem Wege zu erreichen, mußte sich aber nun, wie wir wissen, der List bedienen. Den Rath derselben machte er dem Könige von Böhmen durch einen Vertrauten kund, den er im geheim an ihn sendete; und Befolgung dieses Raths war alles, was Wenzel mit den östereichischen Gesandten vornahm.

Theils, um dem Könige Wenzel seine Achtung zu bezeigen, theils auch, um ihn um siche-

res Geleite bis an die meißnische Grenze zu bitten, zogen die österreichischen Abgesandten durch Prag, und erhielten auf ihr Verlangen Gehör bey dem Könige, der sie nicht weiter wollte reisen lassen, ohne ihnen zuvor eine Gastehre zu erzeigen. Die Gesandten mußten bey ihm ein Mahl einnehmen; und bey dem Becher, der nach demselben herumging, äusserte Wenzel seine Verwunderung über die Wahl der Oesterreicher.

Er stellte ihnen vor, wie wenig ein unmündiger Fürst für die Bedürfnisse ihres Landes passe, und wie sie so ganz keiner Unterstützung von dem Markgrafen von Meissen zu erwarten hätten, weil dieser alle seine Kräfte wider die Thüringer aufbieten müßte *); daß er auch den Bannfluch wieder über ihr Land bringen würde, von welchem es unter Herrmanns kurzer Herrschaft war losgesprochen worden.

Dann machte er sie aufmerksam, wie nützlich für Oesterreich die Verbindung mit Böhmen und

*) Nach dem Tode des Marggrafen Heinrich Raspo, dem letzten seines Stammes, erkohr ein Theil der thüringischen Edeln den Marggrafen von Meissen zu ihrem Herrn. Der Marggraf wurde dies aber erst nach langem Kampfe mit der Gegenparthey. Seine Treue gegen den Kaiser Friedrich hatte für ihn und sein Land Bann und Interdikt zur Folge. So viel zur Erläuterung der Rede des Königs Wenzel.

und Mähren seyn würde, weil denn kein Nachbar wagen könnte, diese vereinigte Macht anzugreifen; und schlug ihnen vor, statt eines Prinzen von Meissen, seinen Sohn, den Markgrafen von Mähren, zu wählen.

Erstaunt hörten die östereichischen Gesandten der Rede ihres königlichen Wirthes zu, schienen aber nicht geneigt, ihr Beyfall zu geben. Sie sprachen von ihrer Anhänglichkeit gegen den Stamm ihrer vorigen Fürsten und von dem von ihren Mitständen erhaltenem Auftrage, daher Wenzel glaubte, noch deutlicher mit ihnen sprechen zu müssen.

Er erwähnte der gerechten Ansprüche, die er auf einen Theil Oesterreichs hatte, versicherte, daß er seine ganze Macht anwenden würde, sie durchzusetzen, und überließ es den Oestereichern, ob sie an ihm einen feindlichen Nachbar, oder den Vater eines milden Fürsten haben wollten.

Dies machte die östereichischen Gesandten schwankend, sie verlangten von dem Könige von Böhmen Vergunst, das gnädige Erbieten, das er ihnen zu machen geruhte, ein wenig näher erwägen zu dürfen. Er ertheilte sie ihnen gern, ließ ihnen ein Zimmer anweisen, wo sie sich bereden könnten, und hier wußte Lichtensteins List seine Gefärthen bald zu der Annahme des Vor-

schlages zu bereden, den ihnen der König von Böhmen gemacht hatte. Zum Glück befand sich unter den östereichischen Abgesandten keiner von denen, die nur deshalb einen meißnischen Prinzen zu ihrem Herrn wünschten, um unter der Regierung dieses Unmündigen die Räubereyen fortsetzen zu können, die ihnen bisher so einträglich als gefällig gewesen waren. Von diesen würde vielleicht Lichtenstein die Beystimmung nicht so leicht erhalten haben, als von dem Schenken von Hausbach und den beyden geistlichen Herren, die nur aus Liebe für den Babenbergischen Stamm einen Sohn Konstanzens dem Markgrafen von Mähren vorzogen, jetzt aber dem letztern den Vorzug gaben, weil König Wenzels nachdruckvolle Sprache die Erkenntniß in ihnen hervorgebracht hatte: daß sich Oestereich unter ihm wohl besser befinden würde, als unter dem unmündigen meißnischen Prinzen, und weil ihre Liebe für die Babenberger auch bey der Wahl Ottokars befriedigt werden könnte.

Lichtenstein erinnerte sie, daß sich Ottokar der Königin Margarethe vermählen könnte, und die Gesandten kehrten zurück in das Zimmer des Königs von Böhmen, ihn zu versichern; daß sie sich glücklich preisen würden, wenn es ihnen gelänge, ihre Mitstände von dem Vortheile einer Verbindung mit Böhmen und Mähren so

vollkommen zu überzeugen, wie sie sich selbst überzeugt fühlten.

Mit reichen Geschenken für sich selbst und für diejenigen, die vielleicht durch die Ausspendung derselben gewonnen werden könnten, entließ Wenzel die östereichischen Gesandten mit dem Versprechen, ihnen seine Schaar mit einem auserlesenen Heere in wenigen Tagen nachfolgen zu lassen. Die Gesandten versprachen dagegen alle Mühe anzuwenden, ihre Mitstände allgemein für den Markgrafen Ottokar zu gewinnen; und wirklich war nach ihrer Zurückkunft in Oesterreich, ihre Beredsamkeit, unterstützt von den goldenen Ueberzeugungsgründen des Königs von Böhmen, von dem besten Erfolge.

Margarethe lebte noch immer zu Hainburg, wo sie durch den Marschall von Künringen von allem Nachricht erhielt, was Lichtenstein und seine Gefärthen verhandelten. Sie erfuhr, daß Ottokar Gesandte an sie absenden würde, um ihre Hand zu werben; und vorher schon entschlossen, sie keinem zu verweigern, den die Oestreicher zu ihrem Fürsten wählen würden,

sahe sie der Ankunft dieser Gesandten ruhig entgegen.

Das Süße und Beruhigende, das sie in dem Gedanken fand: ihrem Vaterlande nützlich zu werden; und die Bemühungen Agnesens und aller Edeln, die zuweilen nach Hainburg kamen, sie aufzuheitern, milderten Margarethens Schmerz, und gaben ihr eine so glückliche Laune, daß sie zuweilen mit Agnesen über ihre Vermählung mit dem kaum zwanzigjährigen Ottokar scherzte.

Sinne mit mir, liebes Mädchen — sprach sie öfters zu ihr — wie man die Runzeln, die Leiden und Gram auf meine Stirn zogen, ein wenig ebnen kann, damit das Bild, welches Ottokars Gesandte ihrem Herrn von mir machen werden, ihn nicht allzusehr von seiner Braut zurückschreckt. Kömmt er einst selbst, — setzte sie auch wohl hinzu — so werde ich mich genöthigt sehen, dem Vaterland durch die Trennung von Dir ein zweytes Opfer zu bringen; denn meiner Agnes blühende Schöne könnte mir alterndem Weibe das Herz meines Bräutigams freilich leicht entwenden.

Daß Margarethe nicht wirklich Vorbereitungen machte, sich auf die Ankunft der böhmischen Gesandten zu schmücken, bedarf hoffentlich keiner Erinnerung. Auch werdet Ihr,

theure Leser! aus dem Vorhergehenden leicht auf den Erfolg von Ottokars Zuge nach Oestereich, und von der Werbung seiner Gesandten um Margarethens Hand schließen können, daher wir keine weitläuftige Erzählung für nöthig achten.

An der Spitze der Eifrigsten ihrer Partey waren Heinrich von Lichtenstein und der Schenk von Hausbach, dem Markgrafen Ottokar, bis an die Gränze entgegen gezogen, wo sie ihn freudig als ihren Herzog empfingen. Ungehindert setzte Ottokar seinen Weg nach Wien fort; wurde bald allgemein anerkannt, und empfing die Huldigung von seinen neuen Unterthanen.

Während seines Aufenthals in Wien hatte er Gesandte, an deren Spitze der Bischof von Ollmütz und Peter von Rosenberg standen, als Werber nach Hainburg geschickt, von wannen sie bald mit Margarethens bejahender Antwort zurückkehrten, die dem Markgrafen von Mähren als ein Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft über Oestereich allerdings angenehm war.

Nach einigen Monden, die Ottokar in Oestereich zugebracht hatte, entschloß er sich zur Rückkehr nach Prag, um sich mit seinem Vater über die besten Mittel zu berathen, den Unordnungen in seinem neuen Land abzuhelfen, und es wieder so blühend zu machen, wie vor der

unglücklichen Regierung Friedrichs des Streitbaren.

Wollt Ihr nicht zuvor Eure königliche Verlobte heimsuchen, gnädiger Herr — fragte Friedrich von Rosenberg, als ihm Ottokar sein Vorhaben bekannt machte.

Scheint Euch dies nöthig, erwiederte der neue Herzog.

Wenigstens schicklich — fuhr Rosenberg fort.

Wohl — entschloß sich Ottokar — so wollen wir nach Hainburg.

Aus der Mittheilung dieser Rede des Herzogs von Oesterreich ergiebt sich Dir, theurer Leser! was Du freilich schon ohnehin vermuthet haben wirst, daß Ottokar seine Vermählung mit Margarethen als eine Staatsverhandlung betrachtete, doch können wir Dich versichern, daß ihm Margarethe wenigstens nicht gleichgültig war. Die Oesterreicher und selbst seine böhmischen Räthe hatten ihn gewählt, sie als den Grundpfeiler seiner Herrschaft über Oesterreich anzusehen, hohen Werth hatte diese für Ottokars Ehrgeiz und für die Begierde, seine Herrschaft weiter auszudehnen, daher ihm nothwendig auch Margarethe theuer seyn mußte.

Ehrgeiz war Ottokars herrschende Leidenschaft, die ihn so ausschliessend erfüllte, daß sein

Herz bis jetzt von den Eindrücken der Liebe frey geblieben war. Es stellten sich also seiner Verbindung mit Margarethen von dieser Seite keine Hindernisse in den Weg, und sonder Ahndung, daß ihm in kurzem der Gedanke an Margarethens Hand so widrig werden würde, als er bis jetzt seinem Ehrgeize, wegen der, mit dem Besitz derselben verbundnen, Herrschaft über Oestereich angenehm gewesen war, machte er sich, begleitet von Petern von Rosenberg nach Hainburg auf den Weg.

Weislich würde Margarethe gehandelt haben, wenn sie wirklich gethan hätte, was sie im Scherze zu Agnesen sagte; denn konnte gleich die Gegenwart dieses reizenden Mädchens, wenn Ottokar seine Verlobte sahe, dieser selbst auf keine Weise schädlich werden, wie sich dem Leser aus dem Erfolge der Geschichte sattsam ergeben wird, so erschütterte sie doch den jungen Herzog und raubte ihm auf einige Zeit seine Ruhe.

Denkt Euch, theure Leser! eine Frau von sieben und vierzig Jahren, welcher schon zwanzig Jahr zuvor eine zerstörende Krankheit beynahe allen Reiz geraubt hatte, und die noch überdies, durch die Folgen vieljähriger Leiden vielleicht um zehn Jahr älter schien, als sie wirklich war; an ihrer Seite ein Mädchen, im Lenze der Jugend, geschmückt mit allem Liebreiz und gefähr-

lich durch das Feuer, das in ihren Augen rollte, und in dem Busen jedes Mannes, den es traf, Liebe zu entzünden drohte; denkt Euch, denn weiter vor diesen beiden Weibern einen feuervollen Jüngling, der zwar die Liebe noch nie fühlte, aber doch durch sein flammendes Auge, Empfänglichkeit für sie zeigte, und der in der ältern reizlosen Frau, die Gefährtin seines künftigen Lebens sieht; so werdet Ihr eher noch zu empfinden, als wir Euch zu schildern vermögen, was Ottokar fühlte, da er vor Margarethen erschien, und an ihrer Seite die reizende, Liebe heischende Agnes von Künringen fand.

Ottokar hatte schon viele schöne Mädchen gesehen, ohne von ihren Reizen gefesselt zu werden, und in einer andern Lage oder nur allein, ohne Margarethen, würde er wahrscheinlich Agnesen von Künringen sonder Gefahr für sein Herz in ihr Flammenauge haben schauen können; aber neben Margarethen und in den Verhältnissen, in welchen er sich jetzt befand, vermogte er es nicht.

Einzig nur damit beschäftigt, wie er auf der Leiter des Ruhmes und politischer Ehre eine noch höhere Sprosse erglimmen wollte, als die, auf welche ihn schon seine Geburt gestellet hatte, war sein Blick bisher den schönsten Weibern gleichgültig und leicht vorüber geflattert,

weil es ihm noch nicht in den Sinn gekommen war, sich unter ihnen eine Gefährtin auszuwählen. Jetzt hatte er gewählt, und nothwendig mußte er die Frau seiner Wahl mit schärfern Blick durchspähen, als er jemahls eine von ihnen betrachtet hatte.

In Heirathsangelegenheiten behält das Herz immer sein Votum, wenn es auch nicht zuerst darum befragt wird, und es verliert nichts von seiner Wichtigkeit, es mag verneinend oder bejahend seyn. Ist es das erstere, so wird öfters der ganze Beschluß vernichtet, den der Verstand, oder eine ihm untergeordnete Kraft, ohne des Herzens Beistimmung faßte.

Auch bey dem Herzog Ottokar ließ sich das Herz sein auf die Natur gegründetes Recht nicht nehmen. Es flüsterte ihm, sobald er Margarethen und ihr schönes Hoffräulein gesehen hatte, die Erinnerung zu, daß es sich an dem Busen der letzten weit lieblicher ruhen müsse, als in den fleischlosen Armen der ersten. Der Verstand, vom Ehrgeiz um seine oberstrichterliche Hülfe aufgerufen, strafte zwar den vorlauten Sprecher über seine unzeitige Erinnerung, fand ihn aber den Befehlen: zu schweigen; nicht gehorsam. Er wußte dagegen seine nur hingeworfnen Worte, durch Gründe so wohl zu unterstützen und so lichtvoll auseinander zu setzen,

daß Ottokar alle Mühe hatte, die Sprache desselben nicht laut werden zu lassen.

Einigen Trost fand er in der Versicherung Margarethens; daß sie von ihm nur Freundschaft und Achtung verlangte, dennoch aber, schied er mit der lebhaften Empfindung von ihr: daß Oestereichs Besitz durch eine Verbindung mit dieser veralteten reizlosen Frau theuer erkauft wäre. Durch den Zauber seiner Einbildungskraft, die seinen Blicken das Bild der lieblichen Agnes vorüberführte, erhielt diese quälende Empfindung ohne Unterlaß neue Stärke, dagegen aber der Wunsch: daß Oestereichs Besitz mit Agnesens schöner Hand verbunden seyn mögte, imme größerer Lebhaftigkeit.

Im Streite mit diesen Empfindungen kam er nach Prag, König Wenzel erstaunte, seinen Sohn mismuthig zu sehen, wie er ihn der größten Freude voll vermuthet hatte. Er forschte nach dem Grunde dieser unerwarteten Erscheinung; lange zögerte Ottokar mit der Entdeckung desselben, endlich drängte sich das Geständniß über seinen Lippen hervor: Oestereichs Herr zu seyn ist schön und erfreulich, aber Margarethens Gatte werden zu müssen, fürwahr, mein Vater, das ist traurig!

Wenzel säumte nicht, seinem Sohn zu zeigen, daß das im Ganzen nicht so traurig wäre,

als es ihm dünkte, da aus Margarethens Versicherungen deutlich hervorgienge, daß sie von ihm nicht mehr begehrte, als er ohne Mühe leisten könnte, und auch gewiß freudig leisten würde, sobald er sich überzeugt hätte, welche schöne Seele diesen verblühten Körper bewohnte.

Wenzels Vorstellungen wirkten noch nicht hinlänglich auf seinen Sohn, weshalb er den Ehrgeiz desselben in Bewegung zu setzen suchte. Nie — versicherte er ihm — wirst Du zu dem ungestörten Besitze von Oesterreich gelangen, wenn Du nicht der Gemahl dieser von den Oesterreichern geliebten, zu Deiner Gattin, aber freilich etwas zu alten Königin bist.

Dies wirkte vollkommen. Es war nicht Ottokars Wille, durch rastlosen Kampf mit Margarethens Getreuen die Herrschaft über Oesterreich zu behaupten, nein, mit ihrer Hülfe gedachte sein Ehrgeiz Ungarn und vielleicht das ganze römische Reich zu erobern. Agnesens Bild hatte die Beschäftigung mit dieser lachenden Aussicht ein wenig zerstreut, jetzt wurde sie wieder neu belebt, Agnes schwebte nicht mehr unablässig vor seinen Augen, und um der größte Monarch der ganzen Christenheit werden zu können, glaubte Ottokar, ein Opfer, wie er es

durch die Verbindung mit Margarethen bringen mußte, nicht zu groß.

Zuweilen, wenn die Erinnerung an Agnessen lebhafter wurde, und die Furcht ihn befiel, daß vielleicht der Anblick dieses schönen Mädchens die quälenden Empfindungen erneuern mögte, die ihn von Hainburg nach Prag begleiteten, war er Willens, seine Verlobte um die Entfernung der zauberischen Agnes zu bitten, doch wußte sein Herz das Gegentheil, als die Erfüllung seines Wunsches, durch die Vermittelung des aufgereizten Stolzes zu erhalten. Dieser suchte dem Herzog eine Bitte, die zu seiner Sicherheit so nöthig gewesen wäre, als beleidigend für ihn selbst darzustellen, so wie sie sein Gefühl des Schicklichen schon zuvor beleidigend und kränkend für Margarethen genannt hatte.

Ohne diese Bitte gethan zu haben, ging also Ottokar wieder nach Wien, wo seine Verlobte ihn erwartete. Er wurde ihr Gemahl und gab sich alle Mühe, sowohl vor der Vermählung als am Tage derselben seine Blicke den Augen Agnesens nicht begegnen zu lassen, bey aller Vorsicht geschahe dies aber doch bisweilen, und der Gedanke an die Bitte, die er schon von Prag aus an die Margarethe hatte thun wollen, beschäftigte ihn lebhafter als jemahls. Des

andern Morgens wollte er sie herabwälzen von seiner beklemmten Brust, aber sein Entschluß war durch ein unerwartetes Ereigniß verändert worden.

Es wäre unbescheiden, die Neuvermählte in das Brautgemach begleiten zu wollen, und zu lauschen, was sie hier hinter den treulichen Vorhängen der ehelichen Sponde sprechen, doch ist uns eine Nachricht davon zur Wissenschaft gekommen, die wir unsern Lesern mittheilen müssen, was auch sonder Nachtheil der Züchtigkeit geschehen kann.

Margarethe begnügte sich mit der Achtung der Freundschaft ihres Gemahls, in strengerm Verstande, als er vermuthet hatte, und erwarb sich hierdurch die gerechtesten Ansprüche auf beide. Sie hatte im hochzeitlichen Gemach mit ihm von einem Gelübde gesprochen, dessen vollkommene Erfüllung nur durch Abrufung von Trier, durch den heiligen Vater, wäre verhindert worden, dem sie aber doch außer dem Kloster, so weit es ihre Kräfte vermögten, nachleben wollte. Hieraus glauben wir die Ursache errathen zu können, warum Ottokar die beschloßne Bitte seiner Gemahlin nicht eröfnete, und Dir, theurer Leser, wird dies ebenfalls leicht werden.

Margarethe hatte hinfort keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf die Geschichte ihres Vaterlandes, so wie diese keine auf sie; wir schweigen daher auch jetzt von den politischen Begebenheiten in Oesterreich, ob wir ihrer wohl sonst erwähnten, und Ihr, liebe Leser! werdet auf den letzten Blättern dieses Buchs nur von Margarethens häuslichem Leben und was darauf Bezug hatte, Bericht finden.

Oft sah Ottokar die holde Agnes bey seiner Gemahlin, und vermied jetzt nicht mehr so sorgfältig, von dem Blitze ihres Auges getroffen zu werden; bald aber wich Agnes seinem Blicke aus, doch nur mit ihrem Auge, nicht durch gänzliche Entfernung von Margarethen, wenn sich ihr Gemahl bey ihr befand.

Ottokar war ein junger blühender Mann, der es sich sehr angelegen seyn ließ, sich Agnesen gefällig zu machen, und ihr zu bezeugen, wie theuer sie seinem Herzen war. Mit Wärme sprach auch Margarethe von ihm mit ihrem Hoffräulein, erzählte ihr auch einmahl von dem Gelübde, von welchem sie, am Tage ihrer Vermählung, mit ihrem jungen Gatten sprach. Dies alles brachte in Agnesens Busen eine Veränderung hervor, die ihre Sittsamkeit zu dem Entschlusse vermogte: ihre Gebieterin um die Er-

laubniß zu bitten, wieder heim auf die Burg ihres Vaters gehen zu dürfen.

Nein, meine Agnes — antwortete ihr Margarethe — Du sollst nicht von mir scheiden, und mich wird nur Tod von Dir trennen, Dir gutes Mädchen, und deinen kindlich freundlichen Bemühungen danke ich meine Ruhe, Dir danke ich größtentheils auch das beseligende Bewußtseyn: meinem Vaterlande und der Welt überhaupt mehr genützt zu haben, als ich in den Mauren eines Klosters vermogt hätte, gieb mir nun auch den Genuß all der Freuden, deren ich noch fähig bin.

Dies die Einleitung zu einem Gespräche, dessen Mittheilung wir nicht ganz wagen, aus Furcht vor dem Tadel strenger Sittenrichter und überzüchtiger Matronen. Von einer frommen Königin unserer Tage, erzählt zwar die geheime Geschichte der Höfe, ein ähnliches Gespräch mit ihrem Hoffräulein, und wir haben nicht gehört, daß die würdige Dame von dem Geruche ihrer Frömmigkeit dadurch etwas verloren hätte, was Margarethen und uns zum Schutze wider den Tadel, als ein Schild dienen könnte; dennoch aber wollen wir von ihrer Unterredung mit Agnesen nichts als die Folge derselben mittheilen.

Agnes belohnte Ottokars Liebe mit der ganzen Fülle der ihrigen.

Acht Jahre verflossen, von denen wir Euch, liebe Leser! wenig erzählen können, weil wir Krieg und politische Ereignisse von den Gegenständen unserer Erzählung ausgeschlossen haben, daher nur so viel, als nöthig ist, uns zu dem Schlüsse der Geschichte zu führen.

Ein Jahr nach ihrer Vermählung erhielt Margarethe, welcher der Pabst Vergunst ertheilt hatte, das Ordenskleid, das sie seit ihrer Entfernung aus dem Katharinenkloster zu Trier, nicht abgelegt hatte, noch ferner nach ihrer Willkühr zu tragen, den königlichen Titel wieder, den sie durch die Vermählung mit Ottokar verlor. König Wenzel starb, sein Sohn folgte ihm.

Steyermark blieb eine Zeitlang von Oesterreich getrennt, weil die Bewohner desselben einen eignen Fürsten verlangten. Im Ringen nach Eigenmacht fielen sie unter die Herrschaft des Königs Bela, mit welchem Ottokar einige Jahr um den Besitz von Steyermark kämpfte. Dieser sahe sich endlich genöthiget, jenem den

größ-

größten Theil des Landes abzutreten, aber durch einen Krieg, der einige Zeit nachher unter ihnen ausbrach, wurde es wieder mit Oesterreich verbunden. Ottokar kämpfte so glücklich mit seinem Gegner, daß er in dem Frieden ganz Steyrmark wieder erhielt.

Auch in einem Kreuzzuge wider die Heiden in Preussen, zur Befestigung in der Gunst des Pabstes unternommen, erwarb Ottokar sich und seinen Kriegern Ruhm, und den deutschen Rittern, durch das Land, das er ihm eroberte, Vortheil und weitere Ausbreitung ihrer Herrschaft. Die neue Eroberung zu behaupten, rieth er ihnen, eine Vestung anzulegen, zu deren Bau er ihnen auch eine beträchtliche Summe schenkte. Die Ritter folgten seinem Rathe und nannten die neue Vestung, ihm zu Ehren, Königsberg.

Gekrönt mit Lorbern kehrte Ottokar zurück zu Margarethen und zu seiner geliebten Agnes, welche Mutter von einem Sohne und zwey Töchtern wurde, auf welche sich die mütterliche Liebe Margarethens fortpflanzte, die sie gegen Agnesen längst schon gefühlt und bewiesen hatte. Glücklich lebte sie im Zirkel dieser guten Kinder mit Ottokar, dessen Gemahlin sie öffentlich schien, ob sie gleich nur seine vertraute Freundin war.

zu Gefühl, wie viel er ihr schuldig war und Erkenntniß ihres Werthes, forderte den König von Böhmen zur vollkommensten Achtung gegen seine Gemahlin auf. Er war nicht minder ihr warmer Freund, wie sie seine Freundin, doch glich seine Freundschaft für sie mehr der Ehrerbietung, als der Traulichkeit, welche die Freundschaft der Personen gleiches Alters begleitet. Öffentlich und daheim in den traulichen Zirkeln, die sie unter sich bildeten, gab er ihr die thätigsten Beweise derselben, und Margarethe war mit dem Betragen ihres Gemahls so vollkommen zufrieden, wie die Oesterreicher mit der Regierung derselben.

Durch Ottokars weise Sorgfalt und treffliche Anstalt wurde die innere Ruhe Oesterreichs bald vollkommen hergestellt. Er setzte vier Landrichter über sein Herzogthum, die für die Festhaltung des Landfriedens wachten, und Recht und Gerechtigkeit pflegten, wie es wackern Richtern gebührt.

So genoß Margarethe mit ihren Lieben acht Jahre lang ungestörtes Glück, jetzt aber wurde es heftig erschüttert. Agnes starb und der Schmerz Margarethens und Ottokars über ihren Tod war größer, als ihn die todte Sprache zu schildern vermag. Ungetheilt hatte Agnes Ottokars Herz bis an ihren Tod besessen, unge

schwächt bis dahin die Fülle seiner Zärtlichkeit genossen, wie sie ihm den Genuß der ihrigen gab — wie unbeschreiblich groß mußte also nicht ihr Verlust für ihn seyn.

Das Alter stumpft die Empfindungen ab, daher Margarethens Schmerz über den Tod ihrer Agnes weniger heftig war, als der Schmerz Ottokars. Sie hatte ja auch nur eine Freundin verloren, jener eine Geliebte — und wie viel näher, als die innigste Freundin, liegt nicht diese dem Herzen! Margarethe war stark genug, den jammernden Ottokar zu trösten.

Ihn von der ausschliessenden Beschäftigung mit Agnesens Andenken abzuziehen, setzte sie seine Liebe für die Kinder der Entschlummerten in stärkere Bewegung. Sie war es, die zuerst den Gedanken in ihm aufregte: die Kinder, welche ihm Agnes gegeben hatte, von dem Pabste zu legitimiren und für fähig zur Nachfolge erklären zu lassen. Väterliche Liebe und das Bestreben: Agnesen auch noch im Grabe zu ehren und ihr Beweise der Stärke seiner Leidenschaft zu geben; unterstützte den Einfall Margarethens, weshalb Ottokar einen Botschafter nach Rom sendete, dem Pabste Alexander dem Vierten seinen Wunsch vorzutragen.

Durch seine Treue gegen die römischen Könige Wilhelm von Holland und Reichard von Cornwallis, nicht weniger durch seinen glücklichen

Kreuzzug nach Preussen, erwarb sich Ottokar die hohe Gunst des Pabstes Alexanders, dieses Vertilgers des edeln hohenstaufischen Stammes. Er zweifelte daher nicht, daß er in sein Gesuch willigen würde, dennoch aber that dies Alexander nur zur Hälfte. Er legitimirte zwar Agnesens Kinder, nichts konnte ihn aber vermögen, sie auch der Erbfolge fähig zu erklären.

Vorzüglich dies hatte Margarethe gewünscht, denn ihr bleibt auch bey der Entbindung von dem Gelübde, dem sie bisher unverbrüchlich treu gelebt hatte, keine Hoffnung übrig, ihrem Vaterlande einen Fürsten nach Ottokars Tode zu geben.

Jetzt in einem Alter von fünf und funfzig Jahren fühlte sie noch so viele Kraft der Gesundheit in sich, daß sie sich Hoffnung machen konnte, noch lange zu leben. Hiervon fürchtete sie in der Zukunft Nachtheil für Oesterreich, weil Ottokar, so lange sie noch als seine Gemahlin lebte, von jeder andern gesetzlichen Verbindung abgehalten wurde. Ottokar war noch jung; alt konnte er aber noch werden, ehe der Tod sein Bündniß mit Margarethen zerriß, konnte vielleicht bald nachher sterben, und einen unmündigen Sohn zum Nachfolger hinterlassen, unter dessen Regierung neue Unruhen für Oesterreich zu befürchten waren.

Dies alles erwog Margarethe; und Sorgfalt für die künftige Ruhe ihres geliebten Va-

terlandes brachte den Entschluß in ihr hervor, sich von ihrem Gemahl scheiden zu lassen, damit sie ihn nicht abhielte, seinem Lande einen Erben zu geben, den er noch selbst zum würdigen Fürsten ausbilden könnte. Sie wendete sich mit ihrem Wunsche an den heiligen Vater, dem sie aber zu der Entstehung desselben andere Bewegungsgründe angab, als wir unsern Lesern der Wahrheit gemäß genannt haben.

„Als Eure Heiligkeit Vorweser — sagte sie in ihrem Schreiben — mich aus gütig väterlicher Sorgfalt für mein liebes Vaterland, von Trier hinwegrief, stand mein Vorsatz: das Gelübde der Keuschheit abzulegen; schon unerschütterlich fest, und mein Gewissen erlaubte mir nicht, es zu brechen, ob schon neue Pflichten, die ich mir nachher auflegte, dies zu erfordern schienen. Jetzt wird mir auch der Schein, mein Gelübde zu brechen, lästig, und wenn Euch, heiliger Vater, die Gewissensruhe einer frommen Tochter nicht gleichgültig ist: so gefalle es Euch, die Ehe aufzulösen, in welcher ich mit dem Könige von Böhmen lebe, und die ohnehin durch jenes Gelübde ungültig gemacht wird.“

Der Botschafter, durch welchen Margarethe dem Pabste dieses Schreiben überreichen ließ, unterstützte ihr Gesuch mit seiner Beredsamkeit und mit einer Geldsumme, für welche er die gesuchte Dispensation erhielt.

Vorher schon hatte Margarethe ihren Vertrauten unter den österreichischen Edeln den Plan bekannt gemacht, der nun ausgeführt war. Sie trauerten eine Fürstin verlieren zu müssen, die ihrer vollkommensten Achtung so würdig war, konnten aber dem Vorhaben derselben ihren Beifall nicht versagen, und fanden hierin einen neuen Grund sie zu verehren, und ihr für diesen thätigen Beweis ihrer ächten Vaterlandsliebe zu danken.

Daß sich Ottokar für den Entschluß seiner Gemahlin zu der lebhaftesten Dankbarkeit gedrungen fühlte, bedarf hoffentlich noch weniger einer Entschuldigung als der Erwähnung; beyde wirst Du, billiger Leser, nicht fordern. Freudig bewilligte er auch das Verlangen Margarethens: ihr die älteste Tochter Agnesens zu übergeben, mit deren Erziehung sie sich in ihrer Einsamkeit zu beschäftigen gedachte. Mit dieser begab sich Margarethe nach Krems, das sie zu ihrem Wohnsitz erkieste. Sie glaubte in der Welt ihr Leben nützlicher anwenden zu können als in den engen Mauern eines Klosters, und zog die weltliche Einsamkeit der klösterlichen vor.

Kurz nach Margarethens Trennung von ihrem Gemahle kam König Bela von Ungarn nach Wien, den im vorigen Jahr geschlossenen Frieden, durch welchen Ottokar Steyermark erhalten hatte, zu befestigen. Absichtlich hatte er vielleicht seine Enkelin, die Tochter Hostislaus, des Fürsten von Bulgarien, mit sich genommen, durch sie dem Frie-

den mit Ottokar eine neue Stütze zu geben. Kunigunde von Bulgarien war schön, was dem Auge Ottokars, der eine Gattin suchte, nicht entging. Mit ihr vermählte er sich.

Margarethe freuete sich in ihrer Einsamkeit des Glückes, das Ottokar in seiner zweiten Verbindung gefunden hatte, der Wohlstand verbot ihr, selbst Zeugin desselben zu seyn, doch konnte sie sich nicht entbrechen, das glückliche Paar einigemahl im verborgenen heimzusuchen.

Mit einer glänzenden Hofhaltung, die Margarethens Liebe zur Einsamkeit nur auf das Dringen Ottokars und aus Gefälligkeit gegen diejenigen annahm, welche nahe um sie zu leben wünschten, befand sich Margarethe abwechselnd zu Krems oder in einer von den Herrschaften, von welchen ihr die lebenslängliche Benutzung ausgesetzt war; beschäftigte sich mit der Bildung der jungen Agnes, gab jedem Nothleidenden, der sich an sie wendete, Rath und Trost, und wurde eine Wohlthäterin der Armen und der Klöster. Die beträchtlichen Einkünfte ihrer Güter ließen es ihr nicht an den Summen fehlen, welche ihre reichen Spenden erfoderten.

So lebte sie noch sechs Jahr und verließ denn die Welt, mit dem belohnenden Bewußtseyn: keine unnütze Bewohnerin derselben gewesen zu seyn. Mit einiger Trauer folgten viele Verehrer dieser würdigen Fürstin ihrem Leichnam

nach dem Kloster Lilienfeld, wo sie neben ihrem Vater zu ruhen wünschte. Ottokar und Kunigunde weihten ihrer verewigten Freundin eine theilnehmende Zähre.

Zuletzt noch einige Worte von der Markgräfin Gertrud! Um die Zeit, da Margarethe Ottokars Gemahlin wurde, eilte Gertrud aus Meissen nach Ungarn, mit Hülfe des Königs Bela ihre Ansprüche auf Oesterreich gültig zu machen. Am Hofe desselben lebte damahls ein Fürst aus Rußland, mit Namen Romanus, welcher durch die Zuversicht, mit der Gertrud und Bela von der Besitznehmung der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark sprachen, gereizt wurde, sich um die Hand dieser reichen Erbin zu bemühen. Ohne Schwierigkeit erhielt er sie, niemahls aber die Länder, in welchen Romanus den grösten Reiz Gertrudens fand. Unwillig über das Mislingen seines Plans kehrte er in sein Vaterland zurück, und überließ seine Gemahlin dem Schicksale. Die Verlassene lebte bald bey ihren Vettern in Meissen, bald bey dem Herzoge von Kärnten, dem Gemahle ihrer Tochter, Agnes von Baden. Ihr Sohn, der liebenswürdige Friedrich, war der Unglücksgefährte Konradins, wie Ihr, theure Leser! sonder Zweifel aus der Geschichte des letztern wissen werdet.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

nach dem Kloster Lilienfeld, wo sie neben ihrem Vater zu ruhen wünschte. Ottokar und Kunigunde weihten ihrer verewigten Freundin eine theilnehmende Zähre.

Zuletzt noch einige Worte von der Markgräfin Gertrud! Um die Zeit, da Margareth Ottokars Gemahlin wurde, eilte Gertrud aus Meissen nach Ungarn, mit Hülfe des Königs Bela ihre Ansprüche auf Oesterreich gültig zu machen. Am Hofe desselben lebte damahls ein Fürst aus Rußland, mit Namen Romanus, welcher durch die Zuversicht, mit der Gertrud und Bela von der Besitznehmung der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark sprachen, gereizt wurde, sich um die Hand dieser reichen Erbin zu bemühen. Ohne Schwierigkeit erhielt er sie, niemahls aber die Länder, in welchen Romanus den grösten Reiz Gertrudens fand. Unwillig über das Mislingen seines Plans kehrte er in sein Vaterland zurück, und überließ seine Gemahlin dem Schicksale. Die Verlassene lebte bald bey ihren Vettern in Meissen, bald bey dem Herzoge von Kärnten, dem Gemahle ihrer Tochter, Agnes von Baden. Ihr Sohn, der liebenswürdige Friedrich, war der Unglücksgefährte Konradins, wie Ihr, theure Leser! sonder Zweifel aus der Geschichte des letztern wissen werdet.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich, 1766-1813

Margarethe von Oesterreich, Gemahlin des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen Aus dem dreizehnten Jahrhundert ; Zwey Theile

Bd.: 2

Leipzig (1792)

P.o.germ. 593 tf-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310715-6
VD18 80371345-001